

Kaukasische Post

Erscheint jeden Sonntag.

Preis der Einzelnummer in Tiflis 10 Kop., auswärts 12 Kop.

Bezugspreis in Tiflis: 5 Rub. jährl., 2 Rub. 50 Kop. halbjährl., 1 Rub. 25 Kop. vierteljährl. Mit Zustellung durch die Post: 6 Rub. jährl., 3 Rub. halbjährl., 1 Rub. 50 Kop. vierteljährl.

Anzeigen: Die Zeile oder deren Raum kostet: vor dem Text 20 Kop.; hinter demselben, d. h. im Anzeigenteile, 10 Kop. Bei Wiederholung wird Rabatt gewährt.

Die Redaktion befindet sich Golowin-Prosp. № 12, Haus Mdiwani, im Hofe. — Sprechstunde der Redaktion täglich von 6—7 Abends.

Annahmen von Bezugsgeldern u. Anzeigen: Tiflis, in der Redaktion; — von Bezugsgeldern außerdem: Schröder, Auffermannsche Niederlage auf dem Sande. — B. Bobyleff am Alexandergarten. — in Batu: Karl Mader und F. Laudenbach, Ditjattower Papierhandlung. — in Bladikawts: bei Frau Seidel, Apothekerverhandlung. — in Noworossysk: in der Buchhandlung „Djelo“, Sjerbrjatowstrafe, im Andrejewschen Hause. — in Nikolajewka bei Chassaw-Turt: Gebr. Löw, Buchhandlung. in Chassaw-Turt: T. Holzke. — Anapa: J. Buch. — in Riga: Buchhandlung E. Bruhns.

Anzeigen von Privatpersonen, Firmen und Anstalten, von allen Orten des Auslandes oder des Russischen Reiches mit Ausnahme des Kaukasus, welche dort ansässig sind oder ihre Kontore oder Verwaltungen haben, werden ausschließlich entgegen genommen im Zentralannoncenbureau des Handelshauses L. & C. Mehl & Co. in Moskau, Mjasnikaja, Haus Sitow und in seinen Filialen: in St. Petersburg, Morskaja 11., Warschau, Krakauer Vorstadt 53, Paris, Place de la Bourse 8., Berlin, Fasanenstrafe 72/73.

Nr. 37.

Sonntag, den 25. Februar (10. März) 1907.

1. Jahrgang.

Inhalt: 1. Politische Rundschau (Inland und Ausland); 2. Nachrichten aus dem Kaukasus; 3. Aus den Kolonien; 4. Die Befiedelung des Schwarzmeergebiets; 5. Landwirtschaft und Gartenbau; 6. Literatur und Kunst; 7. Aus aller Welt; 8. Stimmen aus dem Publikum; 9. Kirchl. Nachrichten.

Dankagung.

Für die vielen Beweise liebevoller Teilnahme, die mir während der Krankheit meines geliebten Gatten, unseres teuren Vaters, zu teil wurden, sowie allen denjenigen, die ihm das Geleite zur letzten Ruhestätte gegeben haben, insbesondere auch Herrn Pastor Mayer für seine Worte des Trostes, spreche ich hierdurch meinen innigsten Dank aus.

Olga Heerde nebst Kindern.

Deutscher Verein in Tiflis.

Sonnabend, den 3. März:

Grosser Maskenball

im dekorierten Saale.

Eintritt für Mitglieder: Herren 1 R. 10 K.
Damen — „ 55 „
Gäste: Herren 2 „ 10 „
Damen 1 „ 10 „

Anzug für Herren ohne Maske: Frack oder Gehrock. 2—1

Dr. Leon Ogandschanoff

(spricht auch deutsch).

Spezial-Arzt für Syphilis, Harn-, Blase-, Haut- und venerische Krankheiten.

Sprechst. Vorm. 9—11; Nachm. 6—8. Sprechst. für Damen u. Kinder 11—12. Kadetten-Str. 2. (Ecke des Golowin-Prospekt). 0—26

Zum Besten des evang.-lutherischen Frauenvereins in Tiflis!

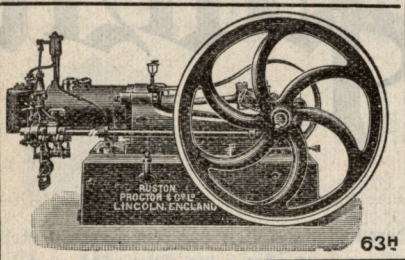
Konzertsaal der Artistischen Gesellschaft,

Dienstag, den 27. Februar,

Unterhaltungsabend

Programm: 1) Konzertabteilung, 2) Theater „Illusion“ von Fr. S. Swanißky, 3) Tanz.

Billetverkauf: Dworzowaja, im Magazin von J. S. Ter-Sarkissian und abends an der Kasse. Anfang: 9 Uhr abends. 2—2

STUCKEN & K^o

Baku

Grosses Lager von

Petroleum-Motoren „RUSTON“,
 Dampfmaschinen & Dampfkesseln,
 Bewässerungspumpen,
 Baumwoll-Reinigungs Maschinen,
 Ölpresen,
 Mühlen und
 Reis-Reinigungs-Maschinen „Engelberg“.

52—7

KLINIK für Zahn- und Mundkrankheiten

bei der zahnärztlichen Schule

der Doctoren Nestonow und Sifejew.

Tiflis, Michael-Prosp., 126, Ecke der Krylow-Strasse.

Empfang der Kranken täglich von 9—3 Uhr, Sonntags von 9—12 Uhr,
 Konsultation und Zahnziehen 20 Kop., Plomben von 50 Kop. bis 1 Rub.
 Künstliche Zähne auf Kautschukplatten 1 Rub. pro Zahn. Andere Ope-
 rationen nach Uebereinkunft. 40—26

Politische Rundschau.

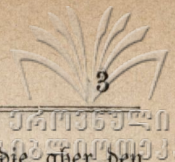
Inland.

Weitere Gesetzesentwürfe, welche der Reichsduma zur Durchsicht vorgelegt werden sollen, betreffen:

Die Unantastbarkeit der Person. Als oberster Grundsatz gilt, daß niemand verhaftet, ins Gefängnis gesperrt, durchsucht, gerichtet und bestraft werden kann anders, als auf dem in der Strafgerichtsordnung (уставъ уголовного судопроизводства) vorgesehenen Wege, d. h. durch die zuständigen Gerichtsbehörden. Ohne eine diesbezügliche Verfügung abzuwarten, kann die Polizei nur Personen verhaften, die auf freier Tat ertappt werden. Über jede Verhaftung nimmt die Polizei ein vorschriftsmäßiges Protokoll auf. Binnen 24 Stunden muß der Verhaftete vor den Richter, welchem die in Frage kommende Angelegenheit unterstellt ist, oder vor den nächsten Unterju-

chungsrichter gebracht werden. Bei größeren Entfernungen kann diese Frist entsprechend verlängert werden. In weiteren 24 Stunden muß der Verhaftete von dem Richter verhört und entweder befreit oder durch einen Haftbefehl zu fortgesetzter Gefangenhaltung bestimmt werden. Gleichzeitig nimmt der Richter oder Untersuchungsrichter den Prozeß auf oder übergibt die Angelegenheit wohin gehörig, wobei der Haftbefehl in Kraft bleibt, bis die in Frage kommende Gerichtsautorität dem Verhafteten die Möglichkeit genommen hat, sich der Untersuchung oder dem Gericht zu entziehen, jedenfalls aber nicht länger als 2 Wochen. — Weiter bestimmt der Entwurf, daß niemand in der Wahl seines Aufenthaltsorts oder in der Freizügigkeit beschränkt werden kann, außer in den besonders im Gesetz namhaft gemachten Fällen. Das Betreten einer Wohnung ohne Einverständnis des Wohnungsinhabers ist nur erlaubt, wenn solches von dieser Wohnung aus gefordert wird oder zur Hilfeleistung bei Unglücksfällen, oder in Erfüllung der gesetzlichen Obliegenheiten einer Amtsperson. Hausdurchsuchungen sind nur in den vom Gesetz vorgesehenen Fällen und auf Grund einer dahin gehenden Verfügung einer Gerichtsautorität statthaft. Hausdurchsuchungen werden auf Grundlage hierfür bestehender Gesetzevorschriften ausgeführt. Ohne Verfügung der Gerichtsautorität können Hausdurchsuchungen von der Polizei nur in den Fällen ausgeführt werden, wenn sie bemerkt, daß ein Verbrechen vollführt wird oder soeben vollführt worden ist, oder wenn die Spuren des Verbrechens sich bis dahin, wo ein Vertreter des Justizressorts am Ort der Tat eintrifft, verfolgen könnten. — Klagen über die Handlungsweise von Amtspersonen können bei denjenigen Institutionen eingereicht werden, von denen die Aufhebung der in Frage kommenden Verfügungen oder Handlungen abhängig ist oder welchen es obliegt, die Amtspersonen zur Verantwortung zu ziehen. — Also Beschränkung der Polizeigewalt und Aufhebung der administrativen Verbannung! Der Erfolg eines solchen Gesetzes würde allerdings ganz und gar von der Beschaffenheit unserer Strafgerichtsordnung, der Selbständigkeit unserer Gerichte und, was die Hauptsache ist, von der Aufhebung der Ausnahmezustände abhängen. Andernfalls bliebe das neue Gesetz lediglich ein toter Buchstabe, dieser aber tötet, wie wir aus Erfahrung zur Genüge wissen.

Die Einkommensteuer. Das steuerfreie Mindesteinkommen ist auf 1000 Rub. festgesetzt. Gleichzeitig mit der Einführung der Einkommensteuer soll die Kronen-Quartiersteuer, die bisher nur als ein gewisser Ersatz der Einkommensteuer bestand, aufgehoben werden. Von dieser neuen Steuer werden die Kommunen (Gemeinden) fürs erste keinen Vorteil haben. In Preußen, dessen Gesetz über die Einkommensteuer unserer Regierung als Muster gedient hat, war mit der Einführung dieser Steuer die Übergabe der Grund- und Bodensteuer, sowie der Handels- und Gewerbesteuer an die Städte und Landschaften verbunden; außerdem erhielten die Kommunen noch das Recht, Zuschläge zu der staatlichen Einkommensteuer (Berlin 150 Prozent) zu machen. Von solch einer gerechten Verteilung der Steuern zwischen Staat und Kommune ist bei uns leider keine Rede. Das alles soll erst später kommen, nämlich — sobald es sich nach Maßgabe des Anwachsens der Einkünfte aus der Einkommensteuer als möglich erweisen sollte! Mit Recht meinen daher die „Russl. Wd.“, daß sich die Reichsduma kaum mit der Einführung der Einkommensteuer in das veraltete, ungerechte Steuer-



system zufrieden geben, sondern daß sie sie mit einer gründlichen Reform unseres gesamten Steuerwesens verbinden wird, damit es nicht nur dem Staate, sondern auch den Kommunen bei der Reorganisation ihrer Verwaltung als Fundament dienen könnte.

Handelsgerichte. Diese sollen in speziell namhaft gemachten Städten eingeführt werden. Der Gerichtsbestand setzt sich aus Personen mit juridischer Bildung aus dem Handelsstande, welche auf 3 Jahre gewählt werden, zusammen. Alljährlich scheidet ein Drittel der Glieder aus. Die Richter erfüllen ihre Obliegenheiten unentgeltlich. Dem Handelsgericht unterliegen: 1) Streitigkeiten, die aus Warenkauf gegen Barzahlung entspringen, in offenen Läden, auf Märkten, Jahrmärkten, Auktionen usw. sowie zwischen Handwerkern unter einander oder mit anderen Personen, falls keine Lieferung von Material und keine Kreditgewährung vorliegt. 2) Streitigkeiten aus dem Ankauf von Lebensmitteln zu eigenem Bedarf. 3) Streitigkeiten von Landleuten beim Verkauf ihrer Erzeugnisse. — Wechsel-sachen unterliegen der Gerichtsbarkeit der Handelsgerichte auch dann, wenn sie nicht für beide Parteien, sondern bloß für den Beklagten oder einen der Beklagten als Handelsgeschäft zu gelten haben. — Appellationsklagen sind an den Senat zu richten. — Die „Düna-Zeitung“ meint hierzu: „Diese Nachricht wird in Handelskreisen lebhaftere Befriedigung hervorrufen, da die bisherige Rechtsprechung in Handels-sachen mehr als ungenügend war, einmal weil die ordentlichen Gerichte zu überlastet sind, um diese Sachen mit der unbedingt erforderlichen Schnelligkeit zu erledigen, alsdann aber weil sie, namentlich die Friedensrichter, mit den Handelsgebräuchen, die mangels eines kodifizierten Handelsrechts in Rußland vielfach die Grundlage der Rechtsprechung zu bilden haben, gänzlich unbekannt sind. Trotzdem diese Tatsache allgemein anerkannt war, strebte das Justizministerium unter Murawjew dahin, die in einigen Städten bestehenden Handelsgerichte zu beseitigen. Der Grund für dieses Streben war indes kein sachlicher, sondern lag in der Unabhängigkeit der Handelsgerichte, die dem bureaukratischen Regime jenes Ministers ein Dorn im Auge war. Und es fanden sich Pressstimmen auch unter unserer lokalen russischen Presse, die diese despotischen Gelüste des Ministers durch allerhand Scheingründe unterstützten.“

Maßnahmen zur Verhinderung des Mädchenhandels zum Zweck der Unzucht. Die „Nig. Rundschau“ bemerkt zu diesem Gesetzentwurf: „Es ist von den praktischen Juristen schon lange als ein schwerwiegender Mangel unserer Gesetzgebung und als empfindliche Lücke empfunden worden, daß die Bestimmungen des russischen Strafgesetzbuches in-betreff der Kuppelerei höchst unzulänglich und unbefriedigend waren. Für einfache Kuppelerei gab es eigentlich keine direkte Strafbestimmung und die Friedensrichter mußten sich mit einem Paragraphen behelfen, der ihnen nur die Möglichkeit gab, als Maximum 1 Monat Arrest zu verhängen, was ja wohl in den meisten Fällen völlig unzureichend war (man denke nur an den Fall, als in Dorpat kürzlich eine gewerbsmäßige Kupplerin für Verkuppelung zweier 13- resp. 16-jähriger junger Mädchen in ein öffentliches Haus in Reval, vom Friedensrichter nur mit 1 Monat Arrest bestraft werden konnte). Für Kuppelerei unter erschwerenden Umständen, z. B. durch die Eltern, den Ehegatten, sowie durch Vormünder, Lehrer u. gab es ja in unserem

Strafgesetzbuch freilich direkte Strafbestimmungen, die aber den Richtern nur einen sehr kleinen Spielraum boten. Es ist daher mit besonderer Freude und Genugtuung zu begrüßen, daß der Justizminister durch diesen Gesetzentwurf so sehr empfindliche Mängel und Lücken zu beseitigen sucht“.

Wir haben uns darauf beschränken müssen, dem Leser nur einige Gesetzentwürfe aus der großen Zahl der von der Regierung vorbereiteten Projekte, die demnächst die Reichsduma beschäftigen sollen, vorzuführen, und zwar nur solche, welche, wenn erst zum Gesetz geworden, in unserem bürgerlichen Leben unmittelbar ihre Wirkung äußern müßten. — Alle auf die Verwaltung des Landes bezüglichen Gesetzentwürfe lassen wir einstweilen unerwähnt, da sie, um recht verstanden zu werden, eine genauere Bekanntschaft mit den bestehenden Institutionen voraussetzen, wie wir sie aber bei dem größten Teil unserer Leserschaft kaum als vorhanden annehmen dürfen. — Aber auch die bescheidene Auswahl, welche wir getroffen, zeigt deutlich, welche ungeheure Arbeit die Duma zu bewältigen haben wird, wenn sie sich überhaupt nur dazu verstehen sollte, mehr Tatkraft als Beredsamkeit zu entwickeln.

Wir haben seinerzeit über geplante Beschränkungen der Beamtene-tats berichtet. Nun verlautet, daß auch die Zahl der Senatoren erheblich verringert werden soll. Das Wachstum des Senats wird am deutlichsten durch nachstehende Angaben gekennzeichnet. Im Jahre 1901 wurden in den Voranschlag des Justizministeriums für den Unterhalt der Senatoren 580 353 Rbl. eingestellt, für das Jahr 1907 wurden aber schon für denselben Gegenstand 758 435 Rbl. angewiesen. Die Gesamtzahl der Senatoren wurde für das Jahr 1906 allein um 14 vermehrt, so daß sie zum Januar dieses Jahres 94 betrug. Diese Vermehrung ist nicht den Kassations-departements, den wirklich nutzbringenden Abteilungen des Senats zu gute gekommen, sondern den übrigen, administrativen Departements desselben, deren Tätigkeit neulich in den „Erklärungen“ zum Wahlgesetz in so vorzüglicher Beleuchtung vor uns erschienen ist. Und dann ist es ja jedermann bekannt, daß hohe Würdenträger, deren Mithilfe im öffentlichen Leben man fernerehin entraten zu können meinte, meist „in den Schatten des Senats“ versetzt wurden, wodurch dieser den Charakter einer Alters-versorgungsanstalt annahm.

Wenn so auf der einen Seite Ersparnisse gemacht werden sollen, begreifen wir es gar nicht, wie auf der andern Posten im Budget des Finanzministeriums verbleiben, über deren Zulässigkeit sich am Ende doch streiten ließe. Die „Birschewyja Wjedomosti“ geben folgende an: „Unterhalt des dem Fürsten Tschernyschew verliehenen Hauses—15 000 Rbl. jährlich, der Prinzessin Murat 30 000 Rbl., der Adelsagrarkbank zur Zahlung der Bankverpflichtungen für das Gut des verstorbenen Generals Annenkow—5495 Rbl. jährlich, dem Kretenser Emigranten Chadshi Michail 2100 Rbl. jährlich, Gehalt der Ehrenvornünder des Petersburger und Moskauer Pupillenrates—143 508 Rbl. jährlich, zur Herausgabe des Sbornik Blagotworitelnosti—40 000 Rbl., Subvention an das Helsingforsker russische Theater—12 750 Rbl., dem Fürsten von Mingrelion zur Vornahme von Meliorationen auf seinen Privatgütern—50 000 Rbl., als Entschädigung dem Prinzen von Griechenland in Sachen des Korinthenzolls—100 000 Rbl. jährlich, den Adelskorporationen zur Erziehung adeliger

Kinder—200 000 Rbl., zur Beendigung des Baues der Sühnkirche—345 303 Rbl.“—Die „Lib. Zeit.“ bemerkt hierzu:— „Wenn man derartige Budgetposten liest, wird es einem wieder recht klar, welche eine riesige Arbeit den Volksvertretern bevorsteht, um das Staatsbudget von solch privatem Schmarotzertum zu säubern“.

Die Tätigkeit der Bauernbank kommt den Großgrundbesitzern recht zustatten. Die „Kossija“ plaudert folgendes aus der Schule: „In der Zeit vom 3. November 1905 bis zum 1. Januar 1907, d. h. in etwas mehr als einem Jahr, hat die Bank beschlossen, auf eigene Rechnung 2303 Güter zu erstehen, die 3 Millionen Dessjatinen Umfang haben, und für sie 368 Millionen Rbl. zu zahlen. Die Besitzer von 1058 Gütern mit 1,6 Millionen Dessjatin Fläche sind schon auf die ihnen gebotenen Bedingungen eingegangen. In derselben Zeit sind entgeltlich abgeschlossene Käufe auf 764 Güter mit einer Fläche von 1 151 860 Dessj., und zwar für 132,8 Millionen Rbl., d. h. für 116 Rbl. pro Dessjatin.“—Die Bauern kaufen angeblich munter darauf los. Die „Kossija“ gibt an, daß von der Bank Darlehen zum unmittelbaren Erwerb von Gütern an Bauern für dieselbe Zeit bewilligt worden sind: 115 Mill. Rbl. zum Ankauf von 945 691 Dessj. in 5350 Fällen! Wenn der Bauer dabei nicht mit der Wahrscheinlichkeit rechnen sollte, daß auch diese Kaufschuld ihm dereinst durch Allerhöchste Gnade gestrichen werden dürfte, so könnte man seine Kauflust, ungeachtet des wahrhaft nicht geringen Durchschnittspreises für das zu erwerbende Land kaum verstehen. Natürlich kann man nicht leugnen, daß die „Kossija“ Recht hat, wenn sie zum Schluß behauptet, daß „die Liquidation des Großgrundbesitzes, selbst bei Annahme aller möglichen Projekte über Expropriation nicht schneller vor sich gehen könnte, als das jetzt geschieht.“—Aber wer wird den Ausfall der rückständigen Kaufzahlungen zu decken haben—nicht heute, nicht morgen, aber doch in absehbarer Zeit?—Es ist in keinem Falle gerecht, den fleißigen Bürger für den faulen den Lebensunterhalt beschaffen zu lassen.

Die neue Emission der Staatsrente wird nicht, wie wir voraussetzten, durch Zeichnung an der Börse, sondern in den Sparkassen und Kronsinstitutionen, die über freie Barbestände verfügen, untergebracht werden! Die Notiz bedarf weiter keiner Erklärung.

Die Anklage gegen Admiral Stöfel gründet sich hauptsächlich auf die Zeugenaussagen des Generals Smirnow und des Hauptarztes der Garnison von Port-Arthur Ssubbotin. Nach Ansicht Smirnows genügten die Proviantvorräte, die Garnison noch 1 $\frac{1}{2}$ Monate, im äußersten Falle sogar 2 $\frac{1}{2}$ Monate zu ernähren. Nach der Angabe Ssubbotins standen am Tage der Kapitulation etwa 25 000 gesunder und vollkommen kampffähiger Untermilitärs zur Verfügung. Hierzu nehme man noch die Aussagen der Artilleriegenerale Bjely und Nikitin, welche bezeugen, daß die Festungsgeschütze allerdings stark abgenutzt gewesen seien, während von ihrer völligen Untauglichkeit nicht die Rede sein konnte; ebenso sei auch der Zustand der von der Garnison besetzten Festungswerke durchaus nicht hoffnungslos gewesen; das Gießen von Geschossen und die Zubereitung von Bomben war in vollem Gange; an Artilleriegeschossen waren noch vorhanden 180 000; dazu 14 000 Kartätschenladungen und 14 000 Schrapnells. Demzufolge hätte nach Ansicht des Generals Bjely das vorhandene Kriegsmaterial es durchaus ermöglicht, die Fe-

stung noch 1 $\frac{1}{2}$, bis 2 Monate zu halten. Und dann erinnere man sich der alarmierenden amtlichen Telegramme Stöfels an S. Maj. den Kaiser vom 7., 16. und 19. Dez. 1904, die davon redeten, daß die Festung zu halten unmöglich sei, da die Munition fast zu Ende gehe und die Zahl der Verteidiger bis auf ein Viertel zusammengeschrumpft sei, von denen die Hälfte obenein noch krank wäre. Daß der letzte Kriegsrat, welcher am 19. Dez. zusammentrat, sich einstimmig für die Kapitulation ausgesprochen haben soll, wie General Stöfel am 3. Januar 1905 in Nagasaki dem Berichterstatter eines englischen Blattes gegenüber behauptet hat, erscheint somit mehr als fraglich. Die Zumutung, sich, nach Art der Japaner, das Leben zu nehmen, wies Stöfel lachend zurück. Hierzu bemerkt die „Pet. Zeit.“ „daß man ihn auch in Rußland des Todes für schuldig halten könnte, kam dem ruhmredigen Manne damals wohl gar nicht in den Sinn“.

In Odejsa hat abermals ein Pogrom stattgefunden, welcher vier Tage andauerte, von dem Verbands des russischen Volkes gegen die Juden inszeniert worden war und erst dann unterdrückt wurde, als, auf die Vorstellung sämtlicher fremdländischer Konsuln am Orte, die Gesandten in Petersburg den Ministerpräsidenten zur Absendung eines Telegramms an den Odejsaer Generalgouverneur Kaulbars veranlaßt hatten, welches die Einstellung der groben Ausschreitungen der echt russischen Leute anordnete. Im Anschluß hieran verlautet, daß man an maßgebender Stelle sich von der Notwendigkeit überzeugt habe, der Tätigkeit des Russischen Volksverbandes ein Ende zu machen, d. h. ihn aufzulösen. Dazu bemerkt nun der Berichterstatter der „Rigaschen Rundschau“ in einem Sondertelegramm, — „hier sei wohl nur der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen. Der russische Volksverband erfreue sich nach wie vor mächtiger Förderung, die ihm kaum entzogen werden wird“. Diese Behauptung findet anscheinend eine Bestätigung in der Ernennung des Führers der „wahrhaft russischen Leute“, Gurland, zum Konseilmitglied beim Ministerium des Innern. — Die „Od. Now.“ wußten sogar zu berichten, die Untersuchung über die Ermordung Herzensteins sei infolge einer unerwarteten Verfügung gänzlich eingestellt worden. Bekanntlich erscheint durch die Verhandlung in dieser Sache die Schuld der „wahrhaft russischen Leute“ an dem Morde unzweideutig erwiesen. Tatsächlich aber dürfte es sich hier um eine Verwechslung mit der zeitweiligen Einstellung des Prozesses bis zum 6. März handeln, dadurch bedingt, daß die Hauptzeugen und Mitangeklagten noch immer fehlen, die nun zwangsweise vorgeführt werden sollen.

In der Universität zu St. Petersburg hat unlängst eine Haussuchung stattgefunden, wobei eine Versammlung der Sozialisten-Revolutionäre aufgehoben wurde. Ungeachtet der Autonomie (Selbständigkeit im Sinne der Unantastbarkeit der Lehrenden und Lernenden in dem Universitätsgebäude, soweit nicht die Universitätsobrigkeit in Wirksamkeit tritt), wurden durch die Polizei über 70 Personen, meist allerdings Privatpersonen (Arbeiter und Kurjistinnen), arretiert. Die Professoren sprachen in scharfer Form ihren Protest gegen das Eindringen der Polizei in die Universität aus. Die Studenten beschlossen, von einem Boykott abzugehen, da die Universität im Interesse der Revolution geöffnet bleiben müsse.

Am 19. Februar hat auch im Polytechnikum zu St. Petersburg eine Haussuchung stattgefunden—unter Beteiligung von 1500 Polizisten. Man fand eine ganz beträchtliche Anzahl bereits fertiger Bomben vor, auch etliche Gewehre. 14 Personen wurden in Haft genommen, darunter mehrere Frauenzimmer, welche die Nacht im Studentenkonvikt zugebracht hatten.

Über die Arbeiteraussperrungsbewegung in Polen und in Litthauen, die eine außerordentliche Ausdehnung angenommen hat, und über das Hinübergreifen dieser Bewegung nach Petersburg und Moskau bringen wir in der nächsten Nummer einige genauere Angaben.

Das Gesetz über die Legalisierung der in früherer Zeit gesetzwidrig geschlossenen Ehen von Abtrünnigen der griech.-orthodoxen Kirche mit Andersgläubigen nach dem Ritus einer fremden Konfession, über welches wir in der vorigen Nummer berichteten, ist mittlerweile schon Allerhöchst bestätigt worden.

Die Reichsduma ist am 20. d. M. eröffnet worden. Nach einer Fürbitte des Metropoliten Antonius von Petersburg, unter Mithilfe zweier Bischöfe, richtete das Reichsratsmitglied Golubew an die Versammlung im Taurischen Palais im Auftrage S. Maj. des Kaisers einige Begrüßungsworte, welche durch die Ausrufe der Rechten: „Es lebe der Kaiser“ einmal unterbrochen wurden. Zum Präsidenten wurde mit 306 gegen 102 Stimmen der Abgeordnete Golowin (Moskau), einer der Führer der konstitutionell-demokratischen Partei, gewählt. Seine Wahl wurde mit großem Beifall seitens der Linken begrüßt. In einer Ansprache an das versammelte Haus drückte Golowin zunächst seinen Dank für das ihm erwiesene Vertrauen aus und erklärte sodann, die neue Duma sei die Fortsetzung der ersten und müßte die unbeeendet gebliebene Arbeit dieser sofort wieder aufnehmen. Um 3 Uhr 48 Min. schloß die erste Sitzung, da der neugewählte Präsident nach dem Gesetz verpflichtet ist, ehe die Duma an die eigentliche Arbeit geht, S. Maj. dem Kaiser über die stattgehabte Wahl Bericht zu erstatten. Der Zeitpunkt der nächsten Sitzung wurde einstweilen noch nicht festgesetzt.

Am demselben Tage eröffnete auch der Reichsrat nach vorausgegangenem Gebet seine Tätigkeit. Zunächst erfolgten die üblichen Ehrbezeugungen für den Monarchen, dann faßte die Versammlung den Beschluß, den Familien der beiden ermordeten Reichsratsmitglieder des Grafen Ignatjew und Baron Budberg's ihr Beileid und ihre Entrüstung auszudrücken. Die nächste Sitzung wurde auf Sonnabend den 24. d. M. anberaumt.

Ausland.

Deutschland. Über ein Zusammengehen der drei linksliberalen Parteien im Reichstage sind Verhandlungen geführt worden. Entsprechend den Vorschlägen der Freisinnigen Volkspartei sind folgende Beschlüsse gefaßt worden: Die Fraktionen der Freisinnigen Volkspartei, der Freisinnigen Vereinigung und der Deutschen Volkspartei des Reichstags beschließen, über die Vorlage der verbündeten Regierungen und die von Mitgliedern des Hauses eingebrachten Anträge und Interpellationen, sowie über Petitionen und Wahlprüfungen gemeinsam zu beraten und, soweit eine Übereinstimmung erzielt wird, über ihre Vertretung im Plenum durch einen oder mehrere Redner Bestimmungen zu treffen.

Das preussische Abgeordnetenhaus hat auch seine Arbeiten wieder aufgenommen. Die Verhandlungen über die nationalliberale Anfrage in betreff der Lehrerbesoldungen gestalten sich recht lebhaft. Wie man aus diesen Verhandlungen, sowie aus den bei Gelegenheit der Beratung des landwirtschaftlichen Etats von den konservativen Agrariern ausgesprochenen Ansichten, schließen kann, denken die Konservativen keineswegs daran, die liberal-konservative Paarung, die Fürst Bülow als ein lockendes Ziel hingestellt hat, in die Wege zu leiten. Im Gegenteil kommt die Abneigung jener gegen ein Zusammengehen mit den Liberalen immer mehr zum Ausdruck. So bricht sich denn der Gedanke einer Verschmelzung der drei linksliberalen Fraktionen auch hier mit zwingender Gewalt Bahn.

Diese Idee ist diesmal nicht, wie vielleicht in früheren Zeiten, ein Produkt der grauen Theorie, sondern er geht gerade von den Leuten der Praxis aus, die im Wahlkampfe gestanden haben und erleben mußten, wie sehr die Stoßkraft des entschiedenen Liberalismus durch seine viel zu weit getriebene Zersplitterung gehemmt wird. Die oberste Aufgabe des entschiedenen Liberalismus wird immer bleiben, sich im Reiche und in den Einzelstaaten durchzusetzen. Daß er dabei nur schrittweise vorgehen kann, ist selbstverständlich. Aber er darf ebensowenig von seinen freiheitlichen Grundsätzen etwas preisgeben. Ja, gerade in einem Reichstage, in dem die Sozialdemokratie eine untergeordnete Rolle spielt, hat er den Beweis zu führen, daß die Rechte des Volkes bei ihm in guter Hut sind.

Der Landtag in Württemberg wurde durch den König persönlich eröffnet (am 7. Febr.) Auch die Sozialdemokraten legten den Ständeeid in die Hand des Königs ab. Der König eröffnete den Landtag mit einer Thronrede, in der es u. a. heißt: „Die zweite Kammer ist nach den ganz überwiegenden Wünschen des Landes nunmehr auf grund allgemeiner und unmittelbarer Wahlen zusammengesetzt. Nachdem so die lange umstrittene Verfassungsfrage ihre Lösung gefunden hat, hoffe ich zuversichtlich auf diejenige harmonische Weiterentwicklung des Staatslebens, die allein dem Wohle des Ganzen zu dienen vermag. Das stete Wachstum der staatlichen Ausgaben hat eine namhafte Steigerung des Staatsbedarfes, hauptsächlich für die Verzinsung der Staatsschuld, für Landwirtschaft, Gewerbe und Handel, für Straßenbauten und für die Zwecke der Volksbildung herbeigeführt. Außerdem ist durch die zunehmende Verteuerung der meisten Lebensbedürfnisse für meine Regierung die unabwiesbare Pflicht der Besserstellung sämtlicher Staatsbeamten, sowie der Kirchen- und Schuldienere entstanden. Es wird ihnen deshalb ein Vorschlag zur Neubestimmung der Wohnungsgelder sowie eine Novelle zum Beamtengesetz vorgelegt. Auf dem Gebiete des Unterrichts steht eine den Anforderungen der Zeit entsprechende Weiterentwicklung des Volksschulwesens im Vordergrund!“

Österreichisch-ungarische Ausgleichskrisis. Die akuteste aller die Politik der Donau-Monarchie in der nächsten Zeit beherrschenden Fragen ist die des Ausgleiches, einer Sammlung von Gesetzen, durch die alle wirtschaftlichen Beziehungen beider Staaten geregelt werden. Noch sind Österreich u. Ungarn wirtschaftlich verbunden nach dem Szellschen Gesetz, das beide auf die Grundlage der Gegenseitigkeit stellt. Dieses Gesetz läuft jedoch nur bis zum 1. Januar 1908. Bis dahin müssen nicht nur zwischen den

Regierungen die nötigen Vereinbarungen getroffen, sondern auch die Abmachungen von den Parlamenten ratifiziert worden sein. Zurzeit hat die Aufrollung der Frage des selbständigen ungarischen Zolltarifes die Gemüter in Österreich-Ungarn in Erregung versetzt. Der ungarische Zolltarif hat bereits im vorigen Jahre zum Sturze des österreichischen Kabinetts Hohenlohe geführt. Der gegenwärtige Ministerpräsident Freiherr v. Beck hat diesen Zolltarif geradezu als einen Bruch der zurzeit noch geltenden Gegenseitigkeits-Bestimmungen erklärt und nur unter der Bedingung das Amt des Ministerpräsidenten übernommen, daß der autonome Zolltarif nicht eher vor das ungarische Parlament kommt, bis die Ausgleichs-Verhandlungen zwischen der österreichischen u. ungarischen Regierung beendet worden sind. Dieses Versprechen hat, wie Freiherr v. Beck in seiner Antrittsrede im Reichsrate mitteilte, die ungarische Regierung auch gegeben. Nun soll aber bereits der Ausschuß des ungarischen Reichstages einberufen worden sein, der die Umwandlung der Tarifordnung in ein Gesetz vorzubereiten hat. Dadurch wird das von Freiherrn v. Beck aufgestellte Programm, daß nur der ganze Komplex der Ausgleichsfragen im Zusammenhange beraten werden darf, um Forderungen in der einen Frage gegen Zugeständnisse in der anderen austauschen zu können, über den Haufen geworfen. Man sieht in österreich-ungarischen Kreisen der Weiterentwicklung der hierdurch geschaffenen Ausgleichskrise mit Spannung entgegen. Sollte sie auch auf gütlichem Wege ohne Kabinettswechsel beigelegt werden, so wirft sie doch wieder einmal ein grelles Licht auf die Bestrebungen Ungarns, möglichst selbständig an die Regelung aller Fragen heranzugehen. Wie ernst die Lage ist, ersieht man daraus, daß der ungarische Ministerpräsident Dr. Wekerle selbst nach Wien gereist war, um mit der österreichischen Regierung Fühlung zu nehmen. Hier war er in Verhandlungen mit seinem österreichischen Kollegen, dem Ministerpräsidenten v. Beck, eingetreten. Wekerle wurde auch vom Kaiser in längerer Audienz empfangen.

Große Aufregung rief unter der ruthenischen Bevölkerung Galiziens und der Bukowina ein von 79 ruthenischen Studenten der Lemberger Universität, die sich seit mehr als drei Wochen in Untersuchungshaft befanden, in Szene gesetzter Hungerstreik hervor. Das Vergehen, das die Studenten begangen haben, ist politischer Natur—sie verübten wilde Ruhestörungen im Universitätsgebäude, weil man ihrem Verlangen, daß sie das Gelöbnis des Gehorsams gegen die akademischen Behörden nicht in polnischer, sondern in ruthenischer Sprache ablegen könnten, nicht nachgab. Politische Motive scheinen auch die Behandlung der ruthenischen Studenten bestimmt zu haben, denn es ist nicht üblich, daß man Studenten, von denen man einen Fluchtversuch nicht zu befürchten braucht, der Untersuchungshaft unterzieht. Aber auch in anderer Beziehung scheinen die polnischen Behörden die widerspenstigen Ruthenen schlechter behandelt zu haben, als das Gesetz es gestattet. In ihrer Eingabe an das Oberlandesgericht, in der sie den Hungerstreik ankündigen, beklagen sich die Studenten über eine Reihe von Rechtswidrigkeiten, unter denen sie in der Untersuchungshaft zu leiden haben. Sie schildern z. B. wie in finsternen, dumpfen, bloß für fünf bis sechs Häftlinge bestimmten Gefängniszellen elf, zwölf und noch mehr Studenten zusammengesperrt sind, in Zellen, wo geradezu hygienisch unmögliche Zustände herrschen. Die ru-

thenischen Studenten erinnern schließlich an die Demonstrationen der Studenten in Prag und Innsbruck, wobei sie betonen, daß die dort demonstrierenden Studenten in anderer Weise behandelt worden seien. Die Eingabe hatte keine sofortige Wirkung, so daß der Hungerstreik tatsächlich eintrat, aber das Justizministerium ordnete sofort die schleunigste Durchführung der strafrechtlichen Untersuchung an, und sind 15 von den Verhafteten, die notorisch unschuldig sind, bereits auf freien Fuß gesetzt worden, obgleich sie auch weiterhin das Schicksal ihrer Kameraden teilen wollten.

Frankreich. Die Sitzung der Deputiertenkammer vom 6. d. M. hat dem Kabinetts nicht eine Niederlage, wie befürchtet wurde, sondern eine Vertrauensäußerung mit überwältigender Stimmenmehrheit gebracht (384 gegen 32). In dieser Sitzung wollte die sozialistisch-radikale Partei gegen die Haltung des Kultusministers Briand in der Frage der Kirchenpachtverträge ankämpfen, welche Haltung der bezeichneten Partei als zu milde und unentschieden erschien. Sie ist nämlich der Ansicht, daß durch die Kirchenpachtverträge die Pfarrer 18 Jahre lang unbeschränkte Herren in der Kirche sein würden und daß die Regierung dann weniger Bürgschaft für die Aufrechterhaltung ihrer Autorität gegenüber einer etwaigen antirepublikanischen Agitation der Geistlichen hätte, als zurzeit des Konkordats. Die Partei erhob gegen Briand den Vorwurf, daß er durch Vermittelung des Seine-Präfekten Verhandlungen mit dem Vatikan angeknüpft habe. Diese Beschuldigungen schienen der breiten Öffentlichkeit so ernstlicher Art, daß die Presse für den 6. Febr. eine Kabinettskrise in Aussicht stellte. Sie ist nicht erfolgt, sondern die Kammer hat es vielmehr ausgesprochen, daß sie der versöhnlichen Haltung Briands—und somit auch des Kabinetts—zustimme. Briand hatte die Anfrage über seine Kirchenpolitik dahin beantwortet, die Verhandlungen zwischen dem Staat und der Kirche müßten einen entschiedenen Charakter haben, aber durchaus nicht den eines Religionskrieges. Die Regierung habe nicht den Wunsch, die Gewissensfreiheit zu beeinträchtigen. Seine Verhandlungen mit dem Pariser Erzbischof seien durch das Gesetz gerechtfertigt, in welchem Kirchenpachtverträge vorgesehen seien, woraus sich dann die Führung von Verhandlungen ganz von selbst verstehe. Die Regierung werde jeden vernünftigen Antrag annehmen. Der Vorrang der weltlichen Macht aber werde unter allen Umständen gesichert bleiben. An diese Erklärung hatten sich längere Debatten geschlossen, deren Ergebnis das obenerwähnte Vertrauensvotum bildete.

Schweiz. Der Entwurf des Gesetzes betreffend Trennung von Staat und Kirche in Genf ist nun durch die Kommission beraten worden und die Plenarberatung wird während der in der nächsten beginnenden Session des Großen Rates stattfinden. Die wichtigsten Bestimmungen des bedeutungsvollen Gesetzes sind: Garantie der Glaubensfreiheit, keinerlei finanzielle Leistungen von Staat oder Gemeinde an Religionsgenossenschaften mehr, keine Kirchensteuern, Organisation der Kirchen gemäß dem Vereinsrecht. Die Kirchen können die Eigenschaft einer juristischen Person erlangen und sich als Stiftungen erklären. Die Kirchengebäude bleiben im Besitz der Religionsgesellschaften, die sie inne haben. Fünf Jahre nach Inkrafttreten des Gesetzes können die Gemeinden die Gebäude den Religionsgenossenschaften zum Gottesdienst vermieten oder als Eigentum



abtreten. Das Gesetz tritt 1909 in Kraft.

Italien. In Rom fand am 4. Februar eine antikle-rikale Kundgebung statt, an der sich gegen 100 000 Personen, teils Demonstranten, teils Zuschauer beteiligten. Im Zuge, der sich vom Bahnhofspiaz zum Denkmal Giordano Brunos bewegte, zählte man 370 Fahnen und Banner. Im ganzen beteiligten sich an der Demonstration die Vertreter von 2 500 Vereinen aus Rom und seiner näheren und ferneren Umgebung. Den Kern der Demonstranten bildeten die Sozialisten. Als der Zug, der von unzähligen Karabinieri und Geheimpolizisten geleitet wurde, beim Sitz der österreichischen Botschaft vorbeikam, ertönten Rufe: „Nieder das päpstliche Österreich“. Zahlreiche Musikkorps spielten abwechselnd die Garibaldi-, die Arbeiterhymne und die Marseillaise. Dem „Br. Tgbl.“ wird aus Rom über diese Kundgebung geschrieben: „Nachdem am Bruno-Denkmal eine große Anzahl von Eichen- und Lorbeerkränzen niedergelegt worden war, wälzte sich die Menge weiter nach dem Kapitolsplatz. Im Nu waren die Pferde der beiden Kaiserdenkmäler von den Demonstranten besetzt; selbst der gute Kaiser Aurel wurde erklettert, die Kehrseite seines trojanischen Rosses mit antiklerikalen Manifesten tapeziert und der römischen Majestät eine rote Fahne in die Hand gesteckt. Als die Polizei verhindern wollte, daß die Demonstranten von der oberen Loggia des Kapitols Besitz ergriffen, rannten Studenten einfach die Karabinieri über den Haufen und pflanzten einen Wald roter Fahnen und Trikoloren auf der Loggia auf. Ob diese auch in den größeren Provinzstädten nachgeahmte pittoreske Kundgebung die Macht des Vatikans erschüttern wird, ist freilich eine andere Frage“.

Transvaal. Über die Wahlen in das Unterhaus, deren Ausgang von großer Bedeutung für die künftige Gestaltung der Beziehungen Südafrikas zu Großbritannien ist, liegen bis jetzt folgende Resultate vor: Progressisten 18, „Het Volk“ 16, davon zehn ohne Einspruch gewählt, Nationalisten und bürenfreundliche Engländer 6, Arbeiter 3, Unabhängige, die zu den Engländern hinneigen, 1, so daß 25 Büren und Bürenfreunde gegen 19 Engländer stehen. Es sind im ganzen 60 Sitze zu besetzen, so daß noch 25 Resultate ausstehen, von denen man, vielleicht etwas sanguinisch, 18 Sitze für „Het Volk“ erwartet.

Wie hieraus ersichtlich, ist die Partei der Progressisten die größte. Diese Partei widersteht sich der Einfuhr chinesischer Arbeiter für die Bergwerke.

Bereinigte Staaten. Allem Anschein nach kann der aus der kalifornischen Schulfrage entstandene Streit zwischen den Ver. Staaten und Japan als beigelegt gelten. Aus Washington wird darüber berichtet: „Zwischen der Regierung der Vereinigten Staaten und den Delegierten Kaliforniens ist ein Übereinkommen zustande gekommen, laut dem Kalifornien die Spezialschulen für die gelbe Bevölkerung schließt und den japanischen Schülfern eine unbehinderte Aufnahme in die Schulen für die Weißen zugesichert wird.“

Nachrichten aus dem Kaukasus.

— **Tiflis.** Der Statthalter Graf Woronzow-Daschkow hat am 20. d. M. dem „Tifliski Listok“ zufolge eine Amtsreise nach dem nördlichen Kaukasus angetreten.

— Dieser Tage hat die vom Statthalter eingesetzte Kommission zur Feststellung der Richtung einer über die

Hauptkette des Kaukasus zu führenden Eisenbahn ihre Arbeiten beendet. Der Ausschuß ist der Meinung, daß die günstigste Richtung sowohl in meteorologischer und geologischer Beziehung, als auch in Bezug auf die Trassierung der Auffahrt zum Tunnel, die über den Archotipaf wäre; die anderen in Erwägung gezogenen Richtungen dürften nicht in Frage kommen, namentlich schon deswegen nicht, weil die Bahn dort vor den von den Gletschern abstürzenden Lawinen nicht sicher wäre, zumal in kurzer Zeit die Periode des Zurücktretens der Gletscher aufhören muß, worauf wieder eine Periode des Vordringens derselben zu erwarten ist. Das Gutachten der Kommission ist dem Statthalter zur Billigung unterbreitet worden.

— **Schließung der Schulen.** Im 2. Knaben-Gymnasium wurde am 16. Februar infolge der ungebührlichen Forderung der Zöglinge der 8. Klasse, den Lehrkursus der Weltgeschichte zu verkürzen, diese von der Schulbehörde bis zum Beginn des nächsten Schuljahres geschlossen. — Seit dem 20. Februar sind auch in der Realschule die 6. und 7. Klasse geschlossen worden.

— Am 16. Febr. gegen 9 Uhr abends wurde auf der Bauhall-Str. in der Nähe des Gasthauses „Swet“ durch einige Revolvergeschüsse der Chef der Tifl. Abt. der Gendarmeriepolizeiverwaltung der Transk. Eisenbahn, Rittmeister Stano, ermordet. Den Wunden nach zu urteilen müssen die Schüsse aus einem Mauerrevolver großen Kalibers erfolgt sein. Der Ermordete ist erst seit dem vorigen Jahre in Tiflis tätig gewesen.

— **Gouvernement Elisabethpol.** In der vorigen Nummer brachten wir eine kurze Notiz über eine neue Plage (in diesem Jahre) für die Landbevölkerung einiger Kreise — die Feldmäuse. Es erfolgen jetzt in den örtlichen Zeitungen immer noch Meldungen aus verschiedenen anderen Gegenden des Kaukasus über das Ueberhandnehmen dieser Mager. Eine zum Zwecke der Bekämpfung dieser Plage eingesetzte Kommission, aus Veterinärärzten, Agronomen und and. bestehend, äußerte sich dahin, daß als geeignetstes Mittel hierzu die Kulturen von Mäuse-typhus seien, und daß die Leitung der Vertilgung an Ort und Stelle Fachleuten übertragen werden müsse. Bemerken wollen wir hierbei, daß die Mäuseplage in Transkaukasien durchaus ernst zu nehmen ist. Beobachtungen haben gezeigt, daß die Menge der Mäuse sich von Zeit zu Zeit in einer Gegend verringert, wogegen sie dann anderenorts in größerer Zahl auftreten und bei solchen Wanderungen furchtbaren Schaden auf den Feldern und in den Gärten anrichten. Es liegen noch keine Daten über die Verluste in diesem Jahre vor, doch wird es keine Uebertreibung sein, wenn man diese dem durch Heuschrecken und Reblaus verursachten Schaden gleichstellt. Um einen wirklichen Erfolg zu erzielen, müßten allgemeine und durchgreifende Maßregeln angewandt werden, die von Fachleuten ausgearbeitet und unter ihrer Leitung durchgeführt werden sollten.

— Infolge der großen Nachfrage sind die Preise für Kupfervitriol, Schwefelblüte und andere Mittel zur Bekämpfung der Rebekrankheiten stark gestiegen.

— **Batum.** In der Nacht zum 12. Februar verschied in Batum an der Lungenentzündung Dr. A. Dehrn. Dank seiner Uneigennützigkeit, seinem offenen Herzen für fremdes Leid, besonders für das Leid der Armen, genoß er die allgemeine Liebe der breitesten Schichten der Bevölkerung der Stadt. Dem Trauerzuge folgte eine große Menge mit aufrichtiger Teilnah-

me. In der Wohnung, sowie auf dem Kirchhofe, wurden bei dem Begräbnis Reden gehalten, in denen der Verstorbene als Altruist, als uneigennütziger Arbeiter für das allgemeine Wohl bezeichnet wurde. Den Sarg bedeckten viele Kränze von verschiedenen Institutionen und Korporationen. Der Verstorbene hinterläßt eine Frau und drei unmündige Kinder.

— In **Rutais** geht es in den Mittelschulen toll genug zu—die Schüler verhalten sich sehr „unruhig.“ Am meisten haben darunter die Fensterscheiben und die Klassenbücher zu leiden. So z. B. wurden in der Realschule an einem Tage, einer Korrespondenz des „Tifl. Listok“ zufolge, nicht mehr und nicht weniger als für 58 Rbl. Fensterscheiben eingeschlagen. Die Klassenbücher wurden einfach zerrissen.

— In **Baku** arbeiten geheime Kräfte zur Bekämpfung des „Anarchismus.“ Fast täglich sind einige Morde zu verzeichnen. Die Bevölkerung will darin ein Begünstigung seitens der Polizei sehen. Diesbezüglich erließ der Stadthauptmann einen Aufruf an die Einwohner, daß sie doch solch unberechtigtem Gerede keinen Glauben schenken sollten, und zugleich an die Polizei die Vorschrift, daß sie mit den strengsten ihr zustehenden Mitteln jenes Unwesen der Bekämpfer des Anarchismus unterdrücken solle.

— Am 6. Februar legten die Arbeiter des Simens'schen Kupferwerkes in **Redabel** die Arbeit nieder. Der Streik hat die Aufbesserung der Lage derselben zum Zweck.

Aus den Kolonien.

Katharinenfeld. Während der Schnee noch rings auf den höheren Bergen liegt, hat er im Tale schon den lauen Lüften weichen müssen. Doch läßt der ungeheure Schmutz, den er in unsrem Dorfe verursacht hat, eine Frühlingsahnung noch nicht aufkommen. Diese erwacht erst, wenn man das Freie erreicht hat. Hier, am Sommerhange des Kirchlisberges, wo der Boden bereits trocken ist, stehen die zartfarbigen weißen und violetten Frühlingszeitlosen bereits in bunter Menge zwischen den dünnen, dünnen Schmelzen des vergangenen Jahres, und aus den kahlen Schluchten und felsbewachsenen Hängen geht ein wunderbares Rauschen, das uns die kommende Frühlingswonne erst recht ahnen läßt. Gewiß, er wird auch dieses Jahr wieder kommen in unsere schöne Heimat, und tausend Vöglein bringt er mit, Millionen Blümlein und Blättlein — und was noch? O wären wir noch in jenem bedürfnislosen Zustande, wo man angesichts so vielfältiger Frühlingsfreuden nicht danach fragte: was noch? Aber wir gleichen eben schon mehr jenem zivilisierten Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt und sind vielleicht gerade jetzt bei jenem Wunsche angelangt, wo das Bäumlein spricht: „Und dürst ich wünschen, wie ich wollt, wünscht ich mir Blätter von lauter Gold!“ Wenigstens sehnen wir Katharinenfelder uns vorerst weniger nach jenen leichtbeschwingten Luftkindern, als nach den dicken Weinkäufern aus Tiflis mit den schwerklingenden Goldblättlein. Diese muß uns der Frühling mitbringen, wenn er uns nicht sehr verstimmt antreffen will, denn in Gold- oder Geldsachen verstehen auch wir keinen Spaß. Die Winteröde in unseren Geldbörsen hat uns jetzt gerade lange genug gedauert, und da muß auch der Frühling ein Einsehen haben. Nun, ich glaube, wir dürfen vieles hoffen, denn es heißt doch: „Die Welt wird schöner mit jedem Tag, man weiß nicht, was noch werden mag!“ Die ersten graugefiederten Stare sind schon

angekommen und haben sich auf unsere Dächer gesetzt, bald kommen auch die übrigen; und unter ihnen sehe ich im Geiste schon eine ganze Schar breitflattriger, dickbäuchiger, krummstirriger Vögel von Osten heranziehen und sich auf unsere Fässer setzen. Es sind tifliser Goldstare, zoologisch Siratsch genannt. Bald wird nun Katharinenfeld wieder riechen von dem Zwiebelduft der Schischlickesser und wiederhallen von dem „huupp“ der Weinnmesser. Und dann wird man rufen: „Der Frühling ist da!“

Über den unglücklichen Fall Zehender lasse einige genauere Angaben anbei folgen: Zwei Knaben hatten am Abend des 6. Febr. unweit des Dorfes, im sog. Dürlichenwäldchen eine Wolfsfalle gestellt. Am nächsten Morgen machten sie sich schon früh auf, um nach der Falle zu schauen. Ein älterer Bruder des einen Knaben, Heinrich Hägele, wurde von den Beiden genötigt, sie zu begleiten. Vor ihrem Weggehen rief ihnen noch der Nachbar J. Zehender, ein jung verheirateter Mann von 27 Jahren, durchs Fenster zu, ein wenig zu verziehen, da er auch gerne mitgehen möchte. Mit einem Hinterlader alten Systems bewaffnet, zog dann die kleine Gesellschaft fröhlich und nichts ahnend hinaus über die beschneiten Berge. Als man sich der Falle näherte, blieben die beiden Älteren stehen, um das Gewehr zu laden, und da sich die Patrone zu groß erwies, wollte sie H. Hägele durch Klopfen mit der Hand in den Lauf hineinzwängen. Plötzlich ging sie los und tötete den vor ihm stehenden Zehender, indem die Kugel ihm den Hinterkopf durchbohrte. Der verzweifelte Hägele konnte dem lieben Gefährten nur noch den Gefallen erweisen, daß er seinen Mantel um ihn schlug, ihn auf den weichen Schnee bettete und Wache bei ihm hielt, bis Männer aus dem Dorfe kamen, durch deren Hilfe der Tote nach Hause gebracht wurde. Der Verunglückte ist am 9. beerdigt worden und hinterläßt eine junge Witwe mit 2 Kindern. In einem solchen Fall kann man nur Bedauern und Mitleid empfinden. Wen trübe im übrigen hierbei auch eine Schuld?—!

— Sie brachten gerüchtweise die Mitteilung, daß auf Anregung des Herrn Oberpastors Wirén beschlossen worden sei, in Helenendorf eine Zentralschule zu gründen. Die Sache ist nur die, daß unsere Kolonie bei dem Unternehmen kaum beteiligt sein wird, materiell jedenfalls nicht. Weshalb wählte man überhaupt Helenendorf, nicht aber Katharinenfeld, das eher im Zentrum der Kolonien liegt, als H. und von den übrigen Kolonien auch leichter zu erreichen ist, als H. Seinerzeit brachte die „Kauk. Post“ einen Vorschlag betreffend Gründung einer Zentralschule in Alexandersdorf bei Tiflis. Dieser Vorschlag verdiente genauer ins Auge gefaßt zu werden. Ob die Wirén'sche Kommission solches getan hat? Oder handelt es sich in Helenendorf um eine Schule ausschließlich für diese Kolonie? Wenn aber gemeinschaftlich vorgegangen werden soll, warum erwägt man dann nicht auch die Frage einer Verbindung der Schulpläne in den einzelnen Kolonien mit dem Schulprojekt der Tifliser Deutschen? Vielleicht ließe sich doch ein Ganzes schaffen, anstatt daß jeder von uns gesondert vorgeht. Eine Klarstellung der gesamten Schulfrage der deutschen Gruppe im Kaukasus in den Spalten der „K. P.“ wäre durchaus zeitgemäß. *)

*) Wir hoffen, in Bälde diesen Wunsch erfüllen zu können.

Die Besiedelung des Schwarzmeergebiets.

Nach einer Studie L. G. Koslows von Mag. Nif. v. Seidlich
— Tiflis.
(Schluß).

Die klimatischen Verhältnisse sind noch zu wenig erforscht (meteorologische Stationen gibt es nämlich nur an der Küste), als daß man sich über dieselben ein abschließendes Urteil erlauben könnte. Der Kolonist muß in dieser Beziehung die nötigen Erfahrungen persönlich machen, häufig genug auf Kosten seiner Gesundheit. Die Furcht vor dem Fieber schreckt viele ganz zurück, die sich sonst ohne Bedenken im Schwarzmeergebiet ansiedeln würden. Unwillkürlich fragt man sich aber, weshalb wohl die Tscherkessen so wenig unter der Malaria und anderen Arten des Fiebers zu leiden gehabt haben. Der Verfasser übersieht keineswegs die langdauernde Gewöhnung jener, viele Generationen hindurch, an das örtliche Klima (Aklimatisierung), weist dann aber auf einen Umstand hin, dessen Bedeutung nicht hoch genug gewartet werden kann. Nicht weniger als 40 v. H. der Ländereien waren von den Tscherkessen ausgerodet und kultiviert worden. Die Wälder waren dank den zahlreichen, die Dornbüsche vernichtenden Schaf- und Ziegenherden mehr oder weniger frei von Unterholz; die Luft zirkulierte also ungehindert zwischen den Bäumen; das Regenwasser verlief sich schneller zum Meere hin, und der schwere, undurchdringliche Boden, welcher nicht Zeit hatte, viel Feuchtigkeit aufzunehmen, trocknete schneller aus; die Luft war von Wasserdünsten weniger geschwängert, das Klima mithin ein trockneres, als heutzutage. Zur Sommerzeit zogen übrigens die vermögendere Bewohner mit ihrem Viehbestande hinauf ins Gebirge, wo die Malariaerkrankung so ziemlich ausgeschlossen erscheint. Eine weitere Ursache, warum die Tscherkessen verhältnismäßig wenig am Fieber litten, erblickt der Verfasser in ihrer strengen, den Verhältnissen durchaus angepaßten Lebensführung, namentlich in ihrem Maßhalten im Essen und Trinken. Sie tranken angeblich nur das Quellwasser der Berge. Dazu kommt, daß die Tscherkessen an den ungesundesten Orten, z. B. in den Talsohlen, gar keine Äcker anlegten und diese nur als Frühlingsweiden oder Heuschläge benutzten, welche schon Anfang Juni, also zu einer Zeit, wo die Fiebermiasmen kaum erst auftauchen, beschickt wurden. Überhaupt wurden die täglichen Feldarbeiten an den Talgehängen von den früheren Bewohnern des Gebiets erst dann aufgenommen, wenn die Sonne sie bereits durchwärmt hatte, und abgebrochen, noch bevor die Sonne untergegangen war. Bemerkenswert muß hierbei werden, daß die Malariaperiode vom Juni bis Ende September währt. Unsere Ansiedler halten es gerade umgekehrt mit der Lebensführung: trinken viel und fast ausschließlich rohes Wasser aus den Flüssen, überessen sich im Herbst an unreifem Obst und Gemüse, schlafen auf der feuchten Erde, bevorzugen, wo nur irgend möglich, die niedriger gelegenen Plätze, um hier nicht nur ihre Äcker anzulegen, sondern auch ihre Behausungen zu errichten, letztere meist hart an den Ufern der Flüsse. — Am rationellsten richten sich diejenigen Kolonisten ein, welche zuvor einige Jahre auf den großen Musterwirtschaften im Schwarzmeergebiet, deren es gegenwärtig einige wenige gibt, wie z. B. die kaiserliche in Dagomys oder die vormals Chludow'sche (so benannt nach ihrem Besitzer, dem reichen Moskowiter Chludow) gearbeitet und dort außer Geld, auch Kenntnisse gesammelt haben. Die übrigen Ansiedler verausgaben die 100

Rbl., welche sie von der Regierung zur Einrichtung erhalten, schnell; gut noch, wenn sie sich für dieses Geld eine Kuh, ein Pferd, ein Schwein und etwas Getreide haben ankaufen können; meist geht es schon unterwegs drauf, denn bis der Kolonist mit seiner Familie an Ort und Stelle sich festgesetzt hat, darüber vergehen 1—2 Jahre. Vielfach wird das Los der Ankömmlinge auch noch dadurch erschwert, daß, wenn sie endlich im dritten Jahr $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{4}$ Dessj. Mais angepflanzt haben, die Frucht ihrer Arbeit ihnen entweder infolge von Dürre oder durch Wildschweine, Bären oder andere wilde Tiere verloren geht.

Von dem Getreidebau sind die Kolonisten, wie schon oben angedeutet, abgetommen. Der Tabak liefert entschieden bessere Erträge (5—8 Rbl. pro Pud, der Armenier verkauft das Pud sogar mit 12 Rbl.) als der Getreidebau. Das von den Ansiedlern mit Tabak bebaute Areal betrug im Jahre 1903 schon 1536 Dessj., von denen 95 043 Pud geerntet wurden. — Viele Ansiedler beschäftigen sich auch mit Obstbau, indem sie vornehmlich Haselnüsse, Pfirsiche, Pflaumen, Birnen, Äpfel, Kirschen, Mutscha (wilde Pflaumen), Feigen und Weichselkirschen anpflanzen. Das Obst wird von den Kolonisten im Kubangebiet gegen Getreide eingetauscht. — Auch die Weinrebe wird in letzter Zeit von den Ansiedlern angepflanzt.

Zu bedauern ist, daß der Verfasser keine Angaben über den Großgrundbesitz macht. Ein Gesamtbild der Lage der Landwirtschaft im Schwarzmeergebiet wäre zweifelsohne noch interessanter gewesen, als lediglich eine Beleuchtung der kleinen ländlichen Ansiedler. Hoffen wir, daß er in Zukunft seine Arbeit durch eine diesbezügliche Ergänzung zum Abschluß bringen wird.

Landwirtschaft und Gartenbau.

Wie können sich die Winzer für die Zukunft einen erhöhten Ertrag des Weinbaues sichern? *) Fragen wir uns, ob die vielfach geführten Klagen über den mangelhaften Erfolg des Spritzens berechtigt sind, so müssen wir sagen — nein. Trotzdem manche Winzer 4—5 mal spritzen, so wird, falls die Wirkung versagt, meistens zu spät gespritzt, nachdem die Blätter und Trauben bereits erkrankt sind. Als wichtigstes und notwendigstes Mittel zur Bessergestaltung der Weinbauverhältnisse ist aber in erster Linie eine allgemein durchgeführte, rechtzeitig angewandte und oft wiederholte Peronosporabekämpfung ins Auge zu fassen. Der Unterschied zwischen gesunden, grünen Weingärten, und solchen, die den größten Teil der Blätter und Trauben verloren haben, zeigt zur Genüge, daß das für Spritzen ausgegebene Geld eine Auslage ist, die sich reichlich bezahlt macht. Daß neben der Bekämpfung der Blattfallkrankheit auch die der anderen Schädlinge nicht vergessen werden darf, ist selbstverständlich. Namentlich gilt dies von dem Didium, dessen Auftreten durch Schwefeln bei guter Witterung vor der Blüte und nach der Blüte (event. 2mal nach der Blüte) zu verhindern ist.

Sind wir einerseits durch die Bekämpfung der Pilzkrankheiten zu einer Mehrausgabe genötigt, so können wir andererseits eine wesentliche Verbilligung der Produktionskosten eintreten lassen, wodurch der Reinertrag erhöht wird. Dies ist auf mancherlei Weise möglich. So ist ziemlich

*) Nach einer Studie von J. Zahmann—Mettenheim in der Wochenschrift: „Weinbau und Weinhandel“.

liberal den Winzern Gelegenheit geboten, sich einem Konsumverein anzuschließen und durch diesen Dünger, Schwefel, Kupfervitriol (abgesehen von den vielen anderen Artikeln für den landwirtschaftlichen Betrieb) usw. billig einzukaufen. Außer dem Vorteile eines günstigen Bezuges ist aber auch die Gewähr für gute Ware gegeben, was nicht unterschätzt werden darf. — Weinberge, deren Lage es gestattet, können mit dem Pfluge bearbeitet werden, und es empfiehlt sich, bei Neuanlagen diesem Umstande durch eine etwas weitere Reihenpflanzung Rechnung zu tragen. — In Pfahlweibergen, die jahraus jahrein viel Arbeit und große Unterhaltungskosten verursachen, ist in manchen Fällen eine Umänderung in Drahtanlage auf die Dauer vorzuziehen. Nimmt man dazu gut imprägnierte Pfähle, am besten kyanisierte, so hat man auf Jahre hinaus nichts auszubessern und dadurch fast keine Auslagen. — Bereits bestehende Drahtanlagen, wie auch solche, die ungeändert werden, lassen sich leicht mit Hestvorrichtungen versehen. Die daraus entstehenden Vorteile sind groß, da ein bedeutend billigeres, schnelleres und besseres Hesten ermöglicht wird. Unter den neuerdings angewandten Hestsystemen verdient die Oppenheimer Methode (in Gebrauch bei der Wein- und Obstbauschule in Oppenheim) den Vorzug, da ihre Einführung nur M. 25—30 pro Morgen kostet, und die Arbeitsleistung in qualitativer wie quantitativer Hinsicht vorzüglich ist. Ein Mann ist imstande, in $2\frac{1}{2}$ —3 Stunden einen Morgen aufzuhesten. Was dies schnelle Hesten in Jahren mit veränderlicher Witterung wert ist, das wird jeder Praktiker zu würdigen wissen. Viele Weinberge können in solchen Jahren nicht in der richtigen Zeit bespritzt werden, weil sie nicht aufgehestet waren, und das Ausbinden viel zu viel Zeit wegnahm. Welcher Schaden durch das Hinauschieben des Spritzens entsteht, das ist gar nicht zu berechnen. Sind aber die Weinberge mit Hestvorrichtung versehen, so ist das Hesten kein Hindernis mehr; denn in der denkbar kürzesten Zeit läßt sich die Arbeit ausführen, und große Verluste, wie sie durch spätes Hesten entstehen, können vermieden werden. Auch sind nachteilige Einflüsse, wie sie verursacht werden durch das Einbinden der Blätter, die dann auf Kosten der anderen vegetieren, vollständig ausgeschlossen. Durch die gleichmäßige, fächerartige Verteilung der Sommertriebe ist sowohl die Ausbildung der Trauben als auch die Reife des Holzes ungemein begünstigt. Ein weiterer Vorteil besteht darin, daß die freigewordenen Arbeitskräfte leicht zu anderen, in diese Zeit fallenden, dringenden Arbeiten herangezogen werden können. Von großer Bedeutung und weitgehendster Wirkung ist die Auswahl und Kennzeichnung des zu Neuanlagen bestimmten Segholzes. Bisher wurde der für den Ertrag der Weinberge so wichtige Faktor viel zu wenig beachtet. Gewöhnlich wird das schön aussehende Holz, das oft von nicht besonders fruchtbaren Stöcken stammt, zu Segreben benützt. Ebenso aber wie sich die Fruchtbarkeit der Stöcke vererbt, überträgt sich auch die Beanlagung zu minderwertigem Ertrage. Schneidet man das Segholz, selbst unter Berücksichtigung schöner und gesunder Neben, ohne vorausgegangene Bezeichnung der fruchtbarsten Stöcke, so wird man einen mehr oder weniger großen Teil mittelmäßiger und schlecht tragender Stöcke erhalten. Umgekehrt aber wird sich die Ertragsfähigkeit ganz besonders erhöhen, wenn die Segreben nur von reich tragenden Stöcken (die man sich im Sommer vorher mit Bast oder Wollfaden merkt) genommen werden.

Zu welchem Erfolge man mit sorgfältiger Zucht kommt, zeigt am besten die Zuckerrübe. Vor etwa 100 Jahren hatte die Zuckerrübe 5—6 Prozent Zucker geliefert, heute liefert sie 15—18 Prozent, und dabei ist auch der Mengenertrag bedeutend gestiegen, sodaß also der Zuckerertrag sich vervierfacht hat. Auch bei der Kartoffel hat man ähnliche Erfolge erzielt. Daraus ist die Lehre zu ziehen, daß die Zukunft des Weinbaues nicht darin liegt, große Flächen zu bewirtschaften, im Gegenteil, wir müssen auf kleinen Flächen gute und reiche Ernten zu erzielen trachten. Dies wird uns umsomehr gelingen, als wir die fruchtbarsten Stöcke vermehren und von diesen wieder die besten aussuchen, bis wir im Laufe der Zeit Neben von hervorragender Ertragsfähigkeit in Kultur haben, die unseren jetzigen bedeutend überlegen sind.

(Schluß folgt.)

Küche und Haus, Gesundheitspflege und Erziehung.

Flecke aus Dielen zu entfernen. Die Flecke bestreiche man mit grüner Seife und gieße Brennspiritus darauf, den man sogleich anzündet. Nach dem Verlöschen wird sofort mit der Bürste, mit weichem Wasser und Seife nachgeschwemmt. Hierzu eignet sich am besten der weiße Ton, bekannt unter dem Namen Pfeisenerde. Diesen Ton rührt man mit heißem Wasser zu einem dicken Brei an und trägt ihn dick auf die fleckige Stelle auf. Durch Zusatz von Essig wird die Wirkung erhöht. Benzin und Ton ist noch weit vorteilhafter. Nachdem die Masse über Nacht gelegen, wird am Morgen mit heißem Wasser und Bürste nachgeschwemmt. — (Meister Konrads Wochenzeit.)

Ritt für Fässer und Eimer. Hölzerne Gefäße, wie Eimer und Fässer, trocknen gar oft ein, so daß die Fugen auseinander stehen und die Gefäße das Wasser laufen lassen. Um diesen Übelstand zu beseitigen, rühre man 60 Gramm Schweineschmalz, 40 Gramm Salz und 33 Gramm Wachs zusammen und lasse die Mischung langsam über dem Feuer zergehen. Alsdann füge man der flüssigen Masse noch 40 Gramm Holzasche hinzu. Die rinnenden Stellen der Holzgefäße trocknet man sauber ab und verstreicht sie mit dem noch warmen Ritt. Ist letzterer trocken geworden, so sind die Fässer vollkommen dicht. — (Aus derselben Zeitschrift.)

Literatur und Kunst.

Herr Haidvogel und seine Familie.

(Erzählung von Friedrich Heibel).

(Fortsetzung).

Jetzt setzte die Frau sich emsig in Tätigkeit, während Herr Haidvogel sein Geld wieder einstrich und ging. Er kam an einer Schenke vorbei, es war die nämliche, in der er den größten Teil seines väterlichen Erbteils mit dem Leichtsinne und der Niederlichkeit eines verhätschelten einzigen Sohnes verpraßt hatte, denn er war keineswegs immer ein armer Schläcker gewesen, er hatte ein für seine Verhältnisse ganz ansehnliches Vermögen durchgebracht und sich eben dadurch die Verachtung des Onkels seiner Frau, aber da diese aus Pflichtgefühl nicht von ihm lassen wollte, den Haß desselben zugezogen. „Da sitzen nun“ — dachte er, „die meisten von denen, mit welchen ich sonst zusammen zu sitzen pflegte, da schwagen sie, wenn ihnen nichts Besseres einfällt, von



mir, da lachen und spotten sie auf meine Kosten oder bedauern mich, wenn's gut geht, zucken die Achseln und — ich muß hinein!" Er legte die Hand auf die Thür. „Was sie sagen werden, wenn ich so plötzlich erscheine, wie sie anfangs vor mir zurückweichen, dann, so wie sie Geld sehen, mir zunicke und vertraulich näher rücken werden! Ha, ginge einer von ihnen so weit, mich um ein Darlehn anzusprechen, ich würde es hergeben, wär's auch nur, um ihnen von der Größe der Summe, die mir zu Gebote steht, einen guten Begriff beizubringen". Er trat ein. Drinnen war eine lärmende Gesellschaft beisammen, die alten Kameraden grüßten gleich freundlich und wisperten dann miteinander, es war offenbar, daß das Gerücht von Herrn Haidvogels plötzlicher Erbschaft bereits zu ihnen gedrungen war und daß sie es jetzt für vollkommen bestätigt hielten; selbst der Wirt war höflich. Herr Haidvogel, der in der allgemeinen Aufmerksamkeit, die er erregte, und in dem Geflüster, das ringsumher entstand, eine hinreichende Genugthuung für alle Entbehrungen der letztverstrichenen Jahre fand, durchschritt, um seinen Triumph vollständig zu genießen, den Saal seiner ganzen Länge nach, ehe er sich niederließ, dann setzte er sich an einen Tisch, an dem der einzige Mensch saß, den er nicht kannte und der keine Notiz von ihm nahm. Dies verdroß ihn fast, und er sah ihn darum scharf ins Auge; es schien nach dem ledernen Gurt, den er um den Leib trug, ein reisender Viehhändler zu sein, er hatte den Kopf auf den Tisch gestützt und starrte trübsinnig vor sich hin. „Dem ist ein Ochse gefallen!" dachte Herr Haidvogel, „und nun erinnerte er sich mit Verdruß der vielen Schlächter, bei denen er das Tier um leidlichen Preis hätte anbringen können. Gebührende Strafe für die übertriebene Gabsucht!" Dann forderte er sich mit lauter Stimme ein Glas Wein. Der Wirt brachte es eilig in eigener Person und pustete zugleich das Licht, das etwas trübe vor dem Fremden brannte; nun erst sah man's ganz deutlich, wie viel Niedergeschlagenheit in den an sich so mannhaft trotzigem Zügen desselben lag. „Ist Euch nicht um Eure Ziche bange?" fragte Herr Haidvogel den Wirt halb laut und deutete auf den Fremden, „der scheint darüber nachzugrübeln, wie er Euch darum bringen will!" „Das wäre noch ein Ding der Unmöglichkeit", versetzte der Wirt lustig, „denn sie beläuft sich noch auf nichts, das Glas Bier, das er sich geben ließ, steht unberührt vor ihm". Damit Ihr das nicht auch von mir sagen könnt", sagte Herr Haidvogel, „will ich meinen Wein trinken!" Er tat's und zog dann eine Hand voll Taler hervor, die er hastig nach kleiner Münze zu durchsuchen begann, weniger, weil er so eifrig aufs Bezahlen erpicht war, als weil es ihn kitzelte, seinen Reichtum zu zeigen. „Ei du mein Himmel," versetzte der Wirt abwehrend, „als ob das nicht Zeit hätte! Ihr denkt doch nicht schon wieder zu gehen? Von einem alten Freunde, der sich so lange nicht mehr bei mir sehen ließ, würde mich das beleidigen, und noch mehr als das, es würde mich kränken!" „Nun," erwiderte Herr Haidvogel, „ich werde bleiben! Aber schickt schnell ein gutes Nachtessen zu den Meinigen hinüber!" „Freilich, freilich, Ich kochte ja gern für die ganze Stadt! Was soll's nur sein? Hier ist die Speisekarte, beliebt's Euch, auszuwählen?" „Schickt alles, was darauf steht," versetzte Herr Haidvogel, „dann schickt Ihr jedenfalls das Rechte mit! Bildet Euch übrigens nicht ein, daß Eure Küche die meinige übertrifft. Pah! wenn ich den Schneider, der dort in der Ecke sitzt — Heda, Meister, Ihr habt nun genug genickt und am

Räppel geschoben, kommt morgen früh zu mir herüber und nehmt mir Maß! — wenn ich den zuweilen durch ein Loch im Ärmel, oder den Schuster durch einen zerrissenen Stiefel ärgerte, so geschah das ja bloß, weil ich meinem Magen nichts abgehen ließ, denn wenn mein Onkel auch nicht alle Tage Verlangen trug, mich zu umarmen, so fiel es ihm doch noch weniger ein, mich hungern zu lassen, und wenn er mir auch einmal in seinem bekannten Zähjorn verbot, zu ihm zu kommen, so kam er dafür reuig bei nächtlicher Weile zu mir. Betrachtet den da! Ist er magerer geworden, seit ich keine Bratwürste mehr bei Euch aß?" Hierbei klopfte er sich auf den Bauch, der allerdings trotz der nüchternen Nahrung mit Kartoffeln und trockenem Brot die ehemalige Rundung bewahrt und ihm auch immer für einen Ableiter erniedrigender Gedanken über die Beschaffenheit seines Tisches gegolten hatte. „O, sicher nicht," entgegnete der Wirt, obgleich trotz seiner Geschmeidigkeit nur mit mühsam unterdrücktem Lächeln, „was fällt Euch ein! Doch, ich will dem Kellner Auftrag geben!" Er sprang fort, um nicht zu bersten. „Ob wirklich nichts Kleines mehr darunter ist?" sagte Herr Haidvogel mit einem langen Blick auf den Fremden, der noch da saß wie vorhin, und dessen Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit gegen alles, was um ihn her vorging, ihn förmlich zu empören anfang. „Freilich, das Bettelgesindel". Er warf mit diesen Worten das Geld mit Geräusch auf den Tisch und schickte den Rest in der Tasche Handvoll nach Handvoll hinterdrein, fortwährend zwischen den Talern rührend und mit ihnen klappernd. Jedermann wurde aufs neue aufmerksam auf ihn, der Wirt rief dem Kellner einmal über das andere „hurtig! hurtig!" zu, zwei von den ehemaligen Kameraden, die ihr schnödes Benehmen gegen ihn in der Zwischenzeit in Vergessenheit zu bringen wünschten, stießen, scheinbar unbekümmert um ihn, aber laut genug, daß er es hören konnte, auf sein Wohl miteinander an, nur der Fremde verharrte in seiner vorigen Lage. Herr Haidvogel wollte aber durchaus auch von ihm beneidet werden, er trat ungeduldig zu ihm heran und bat um Erlaubnis, sein Licht einen Augenblick nehmen zu dürfen, weil das seinige so düster brenne und zwei überhaupt heller leuchteten als eins. Der Fremde bewilligte es durch eine Kopfbewegung und sah nun endlich auf. Doch kaum hatte er auf den im Glanz der Lichter flimmernden und schimmernden Schatz des Herrn Haidvogel einen Blick geworfen, als er wie besessen aufuhr, den bisherigen Besitzer mit einem mächtigen Stoß beiseite schleuderte und mit einer Donnerstimme ausrief: „Des Todes ist, wer dies Geld berührt, es ist mein! Hundert Taler! Die russische Schaummünze, an der ich mein Eigentum erkenne! Und ein lederner Beutel! Zähle nach und vergleiche, wer zweifelt!" Der Wirt, die ganze Gesellschaft, vor allem aber Herr Haidvogel selbst, standen einen Moment wie versteinert, der letztere faßte sich jedoch gleich wieder, weil er fühlte, daß er in den allerhöchsten Verdacht geraten werde, wenn er lange im Stillschweigen verharrte, und antwortete dem Fremden, der unwillkürlich sein breites Schlächtermesser gezogen und sich mit halbem Leibe über das Geld hingelehnt hatte, kalt und spöttisch: „Ihr habt die Lumperei verloren und ich habe sie gefunden! Könnt Ihr das nicht ruhig sagen? Da ist der Lederbeutel, den Ihr wohl noch vermißt! Eine Schaummünze! Ei, die hatte ich noch gar nicht bemerkt! Hübsch! Der Übergang über die Beresina! Ein Andenken?" Der Fremde maß Herrn Haidvogel mit einem zweideutigen Blick,

und da er entdeckte, daß der Rock desselben etwas kahl war, zählte er sein Geld sorgfältig nach. Als er fand, daß an der Summe nicht das geringste fehle, reichte er ihm die Hand und sagte: „Verzeiht mir meine Heftigkeit und setzt Euch zu mir, daß wir zusammen trinken!“ „Trinkt mit wem Ihr wollt,“ entgegnete Herr Haidvogel vornehm, „aber haltet Euch ein andermal auf bessere Taschen!“ Stolz, wie ein Sieger den Wahlplatz, verließ er nun die Gaststube und überrannte in der Tür fast den schwer bepackten Kellner, der, bei einer so unerwarteten Wendung der Dinge, vom Wirt eiligst wieder zurückgerufen, eben hineintrat. „Ich will's selbst mitnehmen!“ rief er diesem zu und griff nach dem Eßkorb, den der verblüffte Mensch, der den Zusammenhang nicht kannte, auch ohne Widerstand fahren ließ, den der Wirt Herrn Haidvogel aber wieder entriß. „Ah, so war's gemeint,“ sagte dieser, „gut, da ist hier denn auch für mein Glas Wein!“ Er warf die letzten vier Groschen hin, die er besaß und die er zum Ankauf von Glanzwichse bestimmt hatte, versuchte, den Wirt durch einen Puff, den er ihm im Vorbeischießen beibrachte, umzustößen, was ihm freilich nicht gelang, und eilte fort.

(Schluß folgt).

Siehe, um Trost war mir sehr bange.

Jes. 38, 17.

„Du hast ihn gesehen? Mein einziges Kind!
Ihr habt's euch gestanden? Erzähle geschwind!
Wie glühen die Wangen! Wie seltsam dein Wesen!
Berichte! Wann hat er zur Braut dich erlesen?“

* * *

Sie küßet die Mutter mit lächelndem Mund;
Vertraut dann derselben die wichtige Kund',
Daß alles in Ordnung, seit letztem Begegnen.
„Ja, Mutter, du Gute, jetzt kannst du uns segnen“.

* * *

Verklärende Freude blüht jeder im Blick;
Umarmet steh'n beide, bewegt von dem Glück.
Lieb-Mütterchen weinend, gedenkt wol der Stunden,
So wonnig, so selig! — für immer verschwunden.

* * *

Doch wieder, o Wunder! ein Abglanz der Freud'—
Am Herzen der Tochter versöhnt nun das Leid,
Mit allen den Sorgen — getragen so lange:
Wie war ihr um Tröstung mitunter recht bange!

E. K.

Aus dem Munde der Unmündigen hast Du Lob zugerichtet.

Matth. 21, 16.

Töchterlein blickt müde, wurd' heut' frühe wach;
Möcht' sich schlafen legen; schon zu lang der Tag.
Und die Mutter gerne bringt das Kind zur Ruh;
Lauscht erst dem Gebete ihres Lieblings zu.
Freut sich, wie die Kleine innig, gläubig spricht;
Dabei will ihr scheinen, als würd' ringsum Licht;
Als ob Engel flögen in das Stübchen ein,
Ihren Herzschatz segnend, der so hold und rein.
Nach vollzognem Beten Mutter forschend fragt:
„Sprich, mein süßes Kleinod! Was hast du gesagt?
Außer deinen Worten: „Gieb uns täglich Brot!“
Hört ich noch' was murmeln. Ei! was tut dir not?“
„Mütterchen nicht zürne!“ spricht die Kleine lieb,
„Wollte mehr erbitten, — einen Kuß mir gieb! —
Gott ist reich und gütig; aber ich bin fromm;
Darum hat ich länger, weiß, daß ich's bekomme.
Weil die Butter mundet, hab' ich zugefügt:
„Und recht viele Butter, wie im Laden liegt!“

E. K.

Aus aller Welt.

Schiffskatastrophe bei Block-Island. Aus New-York wird berichtet: Ein kleiner Schoner von nur 300 Tons — Harry Knowlton heißt er — hat im Block-Island Sund, der Fahrstraße zwischen dem Inselchen Block-Island und dem Unionsstaat Rhode-Island, einen großen Dampfer, den „Larchmont“, zum Sinken gebracht. Das Schiff befand sich auf der Reise nach New-york. Die Passagiere lagen im tiefsten Schlafe, als der Zusammenstoß erfolgte. Letzterer war so gewaltig, daß die Passagiere aus den Kajüten geworfen wurden. Das Wasser drang sofort durch die am Backbord befindliche 15 Fuß breite Öffnung in den Maschinenraum ein, wodurch das Schiff in Dampf gehüllt wurde und zwanzig Fuß tief auf Grund sank. Der Zusammenstoß hat 170 Menschen das Leben gekostet und ist das schwerste hier vorgekommene Schiffsunglück seit dem Untergang des „General Slocum“ vor zwei Jahren, auf dem 100 Personen, fast alle deutsche Frauen und Kinder, ein grauenvolles Ende fanden. Auf dem „Slocum“ war das Feuer die Hauptursache der erschrecklichen Höhe der Zahl der Toten. Diesmal brachte die furchtbare Kälte den Tod. Die Leichen, die ans Land gespült wurden, sollen buchstäblich in Särgen von Eis eingebettet gewesen sein. Wie beim „Slocum“ trat auch diesmal bei den amerikanischen Schiffs-offizieren und Beamten eine grauenhafte Brutalität und Pflichtvergessenheit zu Tage. Im Momente des Zusammenstoßes ging alle Disziplin zum Teufel. „Offiziere und Mannschaften des „Larchmont“, so sagt der Bericht des „Daily Telegraph“ nach Erzählungen von Überlebenden „kämpften mit der Wut von wilden Bestien um ihr eigenes Leben, die Frauen und Kinder wurden zur Seite geschleudert und im Kampfe um die Rettungsboote mit Füßen niedetrampelt; von Ritterlichkeit war auf dem Verdeck des dem Untergang geweihten Schiffes keine Rede.“ In einem Spezialtelegramm des New-Yorker „Globe“ heißt es: „Endlich war es gelungen, die Boote ins Wasser zu lassen, und nun entspann sich ein furchtbarer Kampf um die Plätze in den Booten. Dabei stürzten Menschen ins Wasser und wurden von den Wellen weggerissen. Die Schrecken der Nacht wurden noch gesteigert durch das Geschrei der Ertrinkenden. Als die Boote schließlich abstießen, schallte ihnen das klägliche Hilferufen der Zurückgelassenen nach, die an den Railings der eisbedeckten Decks hingen. Die See warf die Boote hin und her, und es schien unvermeidlich, daß sie kenterten. Viele Leute kamen dadurch ums Leben, daß sie in der Angst, der auf dem Boden der See ruhende und nur noch fünf Fuß aus dem Wasser herausragende Dampfer könne vollständig sinken und sie in dem dabei entstehenden Wirbel unter Wasser ziehen, in die See sprangen. Ihr Kampf gegen die Wellen war nur kurz und schreckte andere davon ab, ihrem Beispiel zu folgen. Das Landen der Boote dauerte aber lange, und noch länger dauerte es, ehe die Boote an das Schiff zurückkamen. Manche Hand war bis dahin durch die Kälte erstarrt, und mancher Passagier war von dem eisigen Deck in das Meer geglitten. Endlich erschienen die Boote. Wieder erhob sich ein graufiger Kampf unter den unglücklichen Passagieren. Sobald die Boote gefüllt waren, stießen sie ab, aber viele der Geretteten hatten so unter der Kälte gelitten, daß sie in den Booten ohnmächtig wurden und bald nach der Landung starben. Die Boote kehrten noch einmal an das Schiff

zurück, auf dem sich nunmehr nur noch wenige Passagiere befanden. Am Strande, wo vollständig übereiste Leichen angespült wurden, ertönte herzzerreißendes Jammern. Die Inselbevölkerung eilte den Schiffbrüchigen zu Hilfe.—Wie in einer klaren Nacht der Zusammenstoß überhaupt erfolgen konnte, voranzesetzt, daß die Seeleute ihre Pflicht taten, ist rätselhaft. Die Mannschaft des Dampfers und die des Schoners, die sich vollständig gerettet hat, schieben sich gegenseitig die Schuld zu. Ebenso wie der „Slocum“ war der „Larchmont“ ein vollständig veraltetes und abgenutztes Schiff; die Rettungsboote konnten größtenteils nicht gehandhabt werden. Gleichwie im Slocum-Falle wird man auch hier eine Untersuchungs-Kommission einsetzen, und wie damals wird höchst wahrscheinlich wieder die allmächtige Korruption verhindern, daß etwas Ernsthaftes zur Verhütung ähnlicher Katastrophen geschieht. Der „St. Pet. Zeit.“ entnehmen wird dann noch, daß die Zahl der Geretteten 19 nicht übersteigt und daß auch diese sich allesamt in kritischem Zustande befinden. Aus der Erzählung der Überlebenden geht hervor, daß diese in ihrer Angst den eisigen Wind zuerst gar nicht empfanden, bald aber darüber ihre Gefahr vergaßen. Den Dampf aus den Fugen des Schiffes hielten die unglücklichen Menschen für ein Zeichen dessen, daß das Schiff brenne. Die Panik war eine ganz fürchterliche. Ordnung zu stiften war unmöglich. Als das Schiff sank, sah man eine Gruppe von Menschen niederknien und den Choral „Onward Christian Soldiers“ anstimmen. Es waren Mitglieder der Heilsarmee, die so in den Tod gingen. Ein Boot trieb an, das neun Leichen und einen Überlebenden enthielt. Dieser erzählte, er sei unter Deck zurückgekehrt, um seinen Kabinengenossen zu retten. Dieser habe vollständig den Verstand verloren und sich auf ihn gestürzt. Die Ruder seien bald den erfrorenen Händen entschlüpft, und ein Mann nach dem andern sei auf den Boden des Bootes gesunken, wo ihn bald eine Eisschicht bedeckte. Einer der Bootinsassen machte seinen Leiden dadurch ein Ende, daß er sich mit einem Rasiermesser den Hals abschnitt.

Unglücksfälle auf hoher See werden von den Telegraphen-Agenturen in so großer Zahl registriert, daß wir nicht in der Lage sind, sie alle wieder zu geben.—Viel Aufsehen erregt die Katastrophe mit dem englischen Dampfer „Berlin“, der bei Hoek an Holland Schiffbruch erlitten hat (am 8./21. Febr.) Bis 6 Uhr abends waren 33 Leichen geborgen, darunter 6 Frauen und ein fünfjähriger Knabe. Bis 4 Uhr abends hatte man noch 4 Menschen gesehen, doch war es den Rettungsbooten nicht möglich, sich dem Dampfer zu nähern. Das Schiff dürfte im Laufe der Nacht von der See vollständig verschlungen worden sein. Ein Teil der Posteffekten ist von Fischern geborgen worden. Auf dem verunglückten Dampfer befand sich u. a. auch der Kurier des Königs von England, Arthur Herbert, welcher wichtige Depeschen an die Höfe in Kopenhagen, Petersburg, Berlin und Teheran zu befördern hatte. Etwa 129 Personen sollen umgekommen, dagegen nur 15 gerettet worden sein.

Mönchsschlacht in Bethlehem. Der „Corriere della Sera“ bringt aus Jerusalem einen Bericht über eine unglaubliche Vergewaltigung italienischer Franziskaner durch die armenischen Kollegen. Die Franziskaner schickten sich an, in großem Ornat und feierlichem Zuge den Altar der Geburtsgrötte Christi zu Bethlehem einzuräuchern, als die armenischen Mönche mit schweren Stö-

cken sich aus dem Hinterhalt auf die Franziskaner stürzten, um deren Funktion zu verhindern. Sofort entspann sich in der Geburtsgrötte eine wütende Schlacht beider Parteien, die mit Rauchfässern und Kreuzifixen aufeinander losschlügen. Der erste Sakristan der Franziskaner, ein alter Haudegen, der wie ein Korpsstudent zahllose Narben früherer Schlachten in der Geburtskirche zur Schau trägt, erhielt fünf schwere Kopfwunden und wurde niedergeschlagen. Der zweite Sakristan fiel unter dem Wurf eines armenischen Rauchfassens. Das Geschrei und der Tumult waren so groß, daß von allen Seiten Geistliche herbeieilten und sich an der Schlacht beteiligten. Schließlich gelang es den Franziskanern, die Armenier in die Flucht zu schlagen, aber sie hatten den Sieg teuer erkauft. In der heiligen Geburtsgrötte sind alle Kirchengeräte zerbrochen. Die Lampen sind zertrümmert und die zerfetzten Altardecken mit großen Blutlachen bedeckt. Der italienische Konsul aus Jerusalem eilte nach Bethlehem und leitete eine strenge Untersuchung ein.

Ungünstige Lage der Kaukasischen Deutschen am Kilimandscharo. Nach den Berichten des Pflanzers Deeg in den „Berl. Neuesten Nachr.“ aus Moschi am Kilimandscharo muß man das Unternehmen als gescheitert ansehen, da die aus dem Kaukasus stammenden Deutsch-Russen für diese ganz anders gearteten Verhältnisse ein durchaus ungeeignetes Material waren. Deeg hat die Kolonisten an Ort und Stelle besucht und schreibt, daß der Eindruck ein ungünstiger war. Die Schwarzen hatten ihnen erklärt, daß sie streifen würden, „falls sie morgen ihren Lohn nicht bekämen“. Die Russen sagten, sie seien machtlos demgegenüber, da sie das Geld hierfür noch nicht erhalten hätten. Die Russen waren ganz mittellos und gingen barfuß und wurden daher so von den Sandflöhen heimgesucht, daß einige kaum mehr gehen konnten. Das Absuchen der Sandflöhe in Gegenwart der Schwarzen erhöhte nicht das Ansehen dieser weißen Siedler. Fraglos ist, so schreibt Deeg, daß diesen Leuten von Pastor Rosenberg unser Deutsch-Ostafrika in viel zu schönen Farben geschildert worden ist. Rosenberg hatte seinerzeit ein Auswanderungskomitee in Ostrowo zusammengebracht, und von diesem übernahm das Siedlungskomitee der Kolonial-Gesellschaft die Russen zwecks Überführung nach Ostafrika. Der Gouverneur hat sich zur Besichtigung dieser Siedelung bereits vor längerer Zeit nach dem Bezirk Moschi begeben. Trotzdem wird die Mehrzahl der Russen die Kolonie wieder verlassen.

Daniel Dfiris, einer der reichsten und dadurch auch bekanntesten Männer in Paris ist gestorben. Ein armer, schüchternen Jüngling, kam er gegen das Jahr 1850 nach Paris, wurde Bankbeamter, studierte die Börse und gewann seine Millionen, ohne jemals eine Bank oder ein anderes Unternehmen zu leiten, ohne andere Angestellte außer einem einzigen Sekretär zu besitzen, durch regelmäßiges vorsichtiges Spekulieren an der Börse, durch bloßes Verkaufen und Kaufen seiner Werte. Außer einer Anzahl Häuser in Paris und den Departements hinterläßt er 50 Millionen, und dabei hat er in den letzten Jahrzehnten schon eine so große Freigebigkeit entfaltet, daß man wohl annehmen kann, es dürfte ein großer Teil seines Vermögens hierdurch ausgegeben worden sein. Dfiris war Jude und besaß den zähen Sparsamkeitssinn seiner Stammesgenossen neben dem großzügigen Gemeinsinn des echten Finanzmanns. Er selbst lebte

äußerst einfach, speiste, auch wenn er Gäste hatte, in einem der kleinen Restaurants, die man hier „Bouillons“ nennt. Aber er schenkte dem Staate das prachtvolle Schloß Malmaison mit seinem herrlichen Park, der Pariser Judengemeinde die Synagoge, den Lothringern ein Denkmal der Jungfrau von Orleans, der Stadt Paris das Denkmal Alfred de Mussets usw. Auch sein Nachlaß ist fast ganz zu gemeinnützigen Zwecken bestimmt: das Pasteursche Institut allein bekommt 25 Millionen. Seine außerordentlich wertvollen Sammlungen erhält der Staat für die Ausschmückung der Malmaison und für das Louvre. Der Stadt Paris sind die Häuser in der Rue la Bruère, dem Ackerbauministerium sein Schloß la Tour Blanche, der Stadt Arcachon mehrere Villen, der Pariser Armenpflege und zahlreichen Gesellschaften und Vereinen große Summen vermacht. Verhältnismäßig wenig erhält die Familie. Kinder hinterläßt er nicht, denn seine Frau starb bei der Geburt von Zwillingen, die ihr bald nachfolgten. Sein Grab hat Düris mit einer schönen Nachbildung des Moses von Michelangelo schmücken lassen. Zu seinem Testamentvollstrecker ernannte er Emile Loubet, den ehemaligen Präsidenten der Republik.

Ein ungeahnter Erfolg der Seemannsmission—ein schwimmendes Seemannsheim. Der Evangelische Verein (die St. Petersburger Stadtmission) hat durch Kaiserliche Gnade ein großartiges Geschenk erhalten. Die Segelkorvette „Morjak“ (Морякъ) ist dem Verein zum Zweck der Einrichtung eines Seemannshauses übergeben worden mit dem gesammten Inventar, den Segeln, Booten usw. Der Морякъ, ursprünglich ein Aviso, hat bis jetzt als Kadettenschulschiff gedient, entspricht aber nicht mehr den Anforderungen, die die Neuzeit an ein solches stellt. Es stand daher auf der Liste der auszurangierenden Fahrzeuge der Baltischen Flotte. Seine innere Einrichtung erfüllt in geradezu wunderbarer Weise alle erdenklichen Wünsche, die man an ein schwimmendes Seemannsheim stellt. Es hat große Schlafsäle und Aufenthaltsräume, alle möglichen Nebenräume, eine geräumige Abteilung für Offiziere mit 20 Kabinen. — Alles ist im besten Zustande.

Stimmen aus dem Publikum.

Geehrter Herr Kurt von Kuschenbach!

Wie reimt sich der Artikel über die „private“ Beratung in der Schulfrage in den Nachrichten aus dem Kaukasus in Nr. 34 der „Kauf. Post“ mit dem Versprechen, das Sie mir ein paar Tage vorher gegeben haben, meinen Namen ohne mein Wissen, resp. meine Erlaubnis, in der „K. P.“ nicht zu nennen? Die Unverschämtheit und Flegelhaftigkeit der „K. P.“ fängt an un-erträglich zu werden, daher bin ich gezwungen, trotz Mangel an Zeit, in dieser Angelegenheit die Feder zu ergreifen. Unverschämmt ist bereits die Indiskretion gewesen, daß ohne mein Wissen in Nr. 32 der „K. P.“ eine von mir aus sehr triftigen Gründen ganz unoffiziell berufene Versammlung, — wußte ich doch noch am Vorabende nicht einmal, ob sie überhaupt zustande kommen werde, — offiziell von der „K. P.“ angezeigt worden ist. Noch unverschämter ist jedoch die Indiskretion, die den Herren von der Tiffler Finanzkommission gewährte Freundlichkeit derart zu misbrauchen, daß diese private Beratung in so häßlicher, bei der weltlichen Obrigkeit in ein schlechtes Licht stellender Weise an die Öffentlichkeit gezogen wird, wie es mit

dem Eingangs erwähnten Artikel geschehen ist. Am unverschämtesten ist aber die darin enthaltene gemeine Lüge, daß der Oberpastor jene Herren mit Absicht zu einer späteren Stunde bestellt habe, so daß sie infolge dessen der Beratung nicht beiwohnen konnten, während ich sie vorher überhaupt weder gesehen, noch von ihren Absichten etwas gewußt habe, sondern bloß durch den Ortspastor Mayer erfahren habe, daß irgend welche Herren kommen wollten, und dann ihren Abgesandten mit Freuden die Erlaubnis dazu erteilt habe. Ein Blatt, welches mit solchen Mitteln operiert und sich so etwas erlaubt, kann doch unmöglich auf die Sympathien der deutschen Bevölkerung rechnen. Ich muß Sie, geehrter Herr Redakteur, daher ernstlich auffordern, in der nächsten Nummer Ihres Blattes einen entschuldigenden und erklärenden Artikel bezüglich dieser Angelegenheit erscheinen zu lassen und den schuldigen Herrn, der jenen Artikel verfaßt hat, zu veranlassen, entweder persönlich oder brieflich sich bei mir zu entschuldigen. Das verlangt die Würde meiner amtlichen Stellung. Sollten Sie keine Macht oder keinen Willen dazu haben, dann wird es mir um der „K. P.“ willen leid tun, weil ich dann veranlaßt sein werde, durch ein offizielles Rundschreiben an alle mir unterstellten Gemeinden die häßliche Handlungsweise der „K. P.“ in das rechte Licht zu stellen. Sollte jedoch die „Kauf. Post“ sich erdreisten, noch einmal in ähnlicher Weise mir gegenüber aufzutreten, dann werde ich schon Mittel und Wege finden, ihr auf immer den Mund zu stopfen.

Mit ernstem Gruß

Oberpastor D. Wirén.

Selenendorf, 8. Februar 1907.

Nachschrift der Redaktion. Vor allen Dingen überlassen wir es jedem gerecht urteilenden Leser unseres Blattes, selbst zu entscheiden: 1) wen der Vorwurf der „Unverschämtheit“ und „Flegelhaftigkeit“ mehr trifft, ob den Verfasser der redaktionellen Mitteilung in Nr. 34 oder den Verfasser obigen Briefes; 2) ob sich die Drohungen des Oberpastors mit der Würde eines evangelisch-lutherischen Geistlichen vereinigen lassen und 3) ob es nach dem Kirchengesetz zulässig erscheint, daß die Geistlichkeit amtliche Rundschreiben zu dem Zwecke versendet, um die ihm unterstellten Gemeinden auch in rein weltlichen Dingen zu ihren persönlichen Anschauungen zu befehlen.

Was ferner den Inhalt des Briefes selbst anbelangt, so müssen wir bemerken, daß sein lärmender Ton an und für sich schon zur Genüge beweist, wie sehr es dem Verfasser des Briefes darauf ankommt, daß die in Nr. 34 angedeutete Schul-Angelegenheit selbst möglichst unbeachtet bleibe. Wir glaubten annehmen zu dürfen, eine sachliche Zurechtstellung des von uns nur gerüchtweise wiedergegebenen Tatbestandes werde uns dessen belehren, daß hier ein leidiges Mißverständnis vorliege; statt dessen überschüttet uns der Herr Oberpastor mit einer ganzen Flut von ungebührlichen Redensarten und tut nun so, als ob er sich dessen gar nicht mehr bewußt ist, demaleinst unserem verantwortlichen Redakteur Herrn Kurt von Kuschenbach ein Versprechen gegeben zu haben, laut welchem er „in einigen Tagen der Redaktion nähere Angaben über die Beschlüsse der letzten Beratung in der Schulfrage hatte zugehen lassen wollen“. Unsere „Indiskretion“ besteht nun darin, daß wir uns infolge des beharrlichen Schweigens des Herrn Oberpastors nach einiger Zeit genötigt sahen, aus eigener Machtbefugnis das Wort in dieser

Angelegenheit zu ergreifen, die wir, es sei an dieser Stelle nochmals wiederholt, für zu wichtig halten, als daß sie Alleingut des Herrn Oberpastors und seiner Kollegen von der „privaten“ Kommission bleiben darf. Nicht Neugierde hatte uns dazu getrieben, den Herrn Oberpastor zu einer näheren Mitteilung hierüber zu veranlassen, sondern einzig die Pflicht, auf der Wacht der von uns vertretenen Interessen unserer Kolonien zu stehen, denen mit Geheimtuererei keineswegs gedient ist. — Auch lag uns fern, gegen den Oberpastor die Anklage zu richten, als habe er die Herren von der Finanzkommission absichtlich irre geführt. Haben wir doch nur die Vermutung ausgesprochen, daß Herr Wirén vorausgesetzt haben könnte, es läge jenen Herren gar nichts daran, der Beratung selbst beizuwohnen, sondern sie wünschten nur, die Ergebnisse der Beratung zu erfahren, und deshalb habe er sie auch zu einer späteren Zeit bestellt, eine Voraussetzung freilich, die wir auch heute nicht umhin könnten, recht eigentümlich zu finden. Hätte Herr Wirén mehr Aufmerksamkeit beim Lesen dieser Stelle bekundet, so wäre er nicht in die peinliche Lage gekommen, in den Spalten der „Kaukasischen Post“ eine Zurechtweisung erfahren zu müssen. — Der Herr Oberpastor wußte wohl, daß „irgend welche“ Herren kommen wollten, aber er hielt es gar nicht für notwendig, sich danach zu erkundigen, wer denn eigentlich diese wären. Herr Pastor Mayer hat sich dann natürlich auch nicht gemüßigt gefühlt, seinem Amtsbruder ein Interesse für die angemeldeten Herren einzulößen, ungeachtet dessen, daß Herr Kurt von Kutschschenbach, in seiner Eigenschaft als verantw. Redakteur der „Kaukasischen Post“, ihn noch am Abend vorher brieflich darüber verständigt hatte, daß man in Tifliser Schulkreisen sowohl als auch seitens des von ihm redigierten Blattes ein lebhaftes Interesse daran habe, daß irgend jemand aus ihrer Mitte die Erlaubnis erteilt würde, der Kommissionsitzung beizuwohnen. Die Herren, welchen Oberpastor Wirén „mit Freuden“ die Erlaubnis erteilt haben will, an der Beratung teilzunehmen, waren nicht „Abgesandte“ der Finanz-Schulkommission und noch weniger Vertreter Herrn v. Kutschschenbachs oder der von ihm redigierten Zeitung. Wir glauben zu wissen, daß diese Herren nur teils aus verwandtschaftlichen Rücksichten, teils dank einem Zufall zur Konferenz zugelassen worden sind. Hätten sie im Auftrage der Finanz-Schulkommission gehandelt, so hätten sie dieser auch den erforderlichen Bericht erstattet. Solches ist aber nicht geschehen, also waren sie privatim erschienen, und als Privatpersonen brauchten sie denn auch nichts über die Ergebnisse der Beratung zu verlautbaren.

Diese Erklärung möge einstweilen genügen. Sollte aber der geistliche Oberhirte der transkaukasischen deutschen Kolonien trotz alledem noch nach Genugtuung verlangen, so möge er sich nur getrost daran machen, uns „für immer den Mund zu stopfen“. Wir meinen nur, daß es ihm nicht so leicht fallen dürfte, wie er annimmt, eine Zeitung zum Schweigen zu bringen, die sich allgemeiner Achtung erfreut, nicht allein unter den Deutschen in Transkaukasien, sondern auch außerhalb des Kaukasus, namentlich auch unter ihren Kolleginnen, — allen gegenteiligen Wünschen des Herrn Wirén, zum Trotz! Das Schweigen der „Kaukasischen Post“ wäre gewissen Personen schon angenehm, aber wir hoffen, daß dieser fromme Wunsch noch recht lange nur ein frommer Wunsch unserer Rörgler bleiben wird. „Vorwärts und durch!“ so hat uns neulich die „Petersburger Zei-

tung“ an leitender Stelle zugerufen, in gerechter Würdigung der schweren Aufgabe, die wir uns gestellt; „vorwärts und durch!“ — soll fortan unsere Losung heißen, trotz des Widerwillens, den leider einzelne Seelsorger in unseren Kolonien aus sehr fraglichen Gründen gegen uns zu empfinden scheinen.

Kirchliche Nachrichten: Tiflis.

Aufgeboren: 3. Mal: Jahnis Wiksne mit Anna Budach; 3. Mal: Karl Eduard Krieg mit Wilhelmine Bauer; 3. Mal: Alexander Seiz mit Pauline Höhne; 2. und 3. Mal Dimitrij Tutschapsky mit Emmy Wilhelmine Gropius.

Gestorben: Moses Galustian aus dem Gouv. Eriwan, 24 J. alt.

Katharinenfeld.

Getraut: 1) Joh. Palmer mit Minne Palmer; 2) J. Breiningen mit A. wine Palmer; 3) J. Huber mit Sof. Steinwand.

Getauft: 1) Emilie Hedwig, Töchterlein des Ernst Allmendinger; 2) Rosa Maria, Töcht. des Joh. Wucherer II; 3) Emil Friedebert, Söhnl. des Joh. Wöhringer II.

Gestorben: 1) Jml. Zehender, 27 Jahre; 2) Martha, Töchterl. des † Christs Fischer; 3) Ewald, Söhnl. des Gottlob Huttenlocher.

Verantwortlicher Redakteur

und Herausgeber: Kurt von Kutschschenbach.

Gesellschaft der Parfümerie-Fabrik
 von **PROVISOR A. M. OSTROUMOW**
 = UNÜBERTROFFEN =
 EAU DE COLOGNE — PARFUMS
ALPEN-HYACINT
 UEBERALL ZU HABEN.
 GRAND-PRIX Bruxelles 1905.

6792. 9-1

Die erste Russische Assecuranz - Compagnie

gegründet im Jahre 1827,

übernimmt **Versicherungen** ☼☼☼

1. die basiert sind auf dem menschlichen Leben:

- a) gegen **Unfall**,
- b) auf den **Todes- oder Erlebensfall**, sowie verschiedener Kombinationen derselben,
- c) von **Renten** und dergl.

2. Immobilien und Mobilien gegen **Feuersgefahr**.

Generalagenturen der Compagnie befinden sich:

in **Tiflis, Sjergijewskaja 1.**

in **Baku, Merkurewskaja, Haas Tagiejew;**

Agenturen: in der Kolonie Helenendorf, (Gouvern. Elisabethpol),
Agent Herr F. Fric.

in Eriwan, Agent Herr P. Bissarewski, Kasarowskaja,
Haus Mnazakanow,

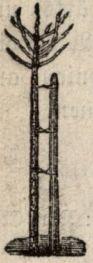
in Mladikawkas, Frau E. Affenwaim im Hause d. Nowbank.

in Pjatigorsk, Herr Emanuel Hodschajew,

in Armawir, Herr L. Artemow,

in Jekaterinodar, Herr G. Tschitjakow.

10-2



200 000 Obstbäume

Apfel, Birnen, Kir-
schen, Pflaumen,
Birsfische, Apriko-
sen so gut geschult, echte Sorten 25 000 Rosen und Zier-
sträucher, nur beste Sorten; 180 000 Wildlinge, Forst- und
Deckenpflanzen, Georginen, Blumenzwiebeln, Topfpflanzen
jeder Art.

Samen

alle Arten Blumen-, Gemüse- und Feldsamen,
geprobte Keimfähigkeit.

Verlangen Sie Katalog.

Gebr. Schüd in Jekaterinodar (Kubanской обл.).

10-2

Neu eröffnet das Damenhutmagazin von M-me MARIE

10-6

Aus Paris zurückgekehrt, halte beständig Damenhüte in
grosser Auswahl. Auswärtige Bestellungen werden rasch
per Nachnahme ausgeführt. Halte deutsche Directrice aus
Berlin.

Solowinski Prospekt, Haus Mirsojew, gegenüber dem Kaiserlichen Theater.

D. S. Saradschew

Tiflis.

Kaukasischer

COGNAC

naturrein, übertrifft viele Sorten franzö-
sischer Herkunft.

10-6

Möbliertes Zimmer

für ält. Herrn zu vermieten. Näher. tägl. bis 9 Uhr morg. bei A. Kirch
hofer, Welikofnajahestaja, 83.

In der Musikalienhandlung und Pianinofabrik

VON

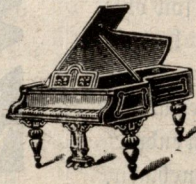
Michaelstraße, 64

H. Kehlerer

eigenes Haus.



wird jedem die Möglichkeit geboten
ohne jegliche Anzahlung
sich ein schönes, solides, klangvolles
Pianino anzuschaffen.



Der Preis des Pianinos bei Barzahlung ist 450 Rbl.

Die Preise bei allmäliger Anzahlung sind folgende:

40 mal, monatlich 15 Rbl. — 600 Rbl.	16 mal, monatl. 30 R., die ersten 4 M. zu 35 R. 500 R.
28 " " 20 " — 560 "	12 " " 40 " 480 "
21 " " 25 " — 525 "	9 " " 50 " " 3 " " 55 " 465 "

Alleinvertreter der weltberühmten ausländischen Kgl. Hofpianofabrik
Schiedmeyer u. Söhne. Preislisten werden franko zugesandt

12-2

In der Kunst- und Handelsgärtnerei VON L. METZLER vorm. J. Mayer

Gärtnerei — Michaelstraße, 73, Blumenladen — Michaelstraße, 55.

sind zu jeder Jahreszeit

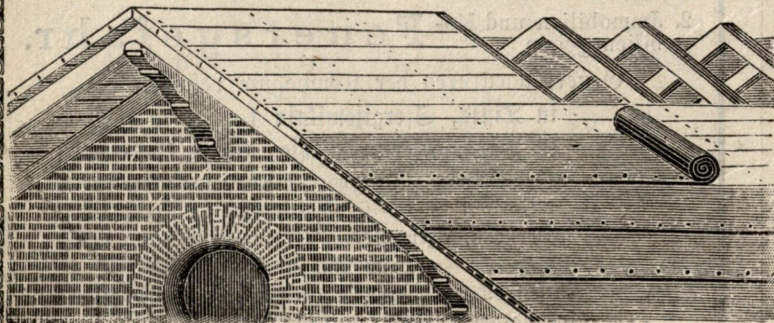
Blumen- und Topfpflanzen, sowie sämtliche Blumen-
arbeiten: Bouquets, Kränze, Sardinieren, Blumen-
körbe, Guirlanden, Pflanzendekorationen zu haben.

Mässige Preise, geschmackvolle Ausführung und reelle

Bedienung.

10-8

B I L L I G!



B E Q U E M!

TROPENOL hat sich in allen Erdteilen
als bester u. hygienischer Ersatz für
Blehdächer vorzüglich bewährt.

Kostet nicht! **TROPENOL** hält das Haus im Sommer
angenehm kühl, im Winter
angenehm warm!

Alleiniger Fabrikant: **Herm. Hübner, Hamburg-Riga** gegründet 1896.

Verlangen Sie Broschüren u. Muster durch die Vertreter
GUSTAV LANGE, Tiflis, Welikofnajahestaja Nr. 57.
RUDOLF KAISER, Baku, Molofaner Garten. 10-5